

Buchbesprechungen

Antike und Mittelalter

Flodoard von Reims, *Annalen*, hg., übers. und eingeleitet von Günter EICHLER/Thomas WOZNIAK (*Ausgewählte Quellen zur Geschichte des Mittelalters. Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe* 52) Darmstadt 2020, 224 S., 2 s/w-Abb., 2 Karten, 5 Stammtaf., ISBN 978-3-534-27258-7), € 60.

Die *Annalen* des Reimser Domkanoniker Flodoard sind eine der bedeutendsten Quellen in der ersten Hälfte des ansonsten quellenarmen frühen 10. Jahrhunderts. Flodoard war nach seiner Berichterstattung Sohn einer Vasallenfamilie des Erzbischofs von Reims und war vermutlich 893/94 in der Reimser Champagne geboren worden. Der seit der frühen Neuzeit genannte Geburtsort Épernay beruht auf sehr unsicherer Überlieferung. Nach seiner Ausbildung in der Reimser Domschule ist Flodoard unter Erzbischof Heriveus (900–922) in den Domklerus eingetreten und hat 919 seine *Annalen* begonnen, die anfänglich kurze Notizen waren und langsam an Umfang zugenommen haben. Flodoards Stellung innerhalb des Domklerus wurde bedeutsamer, doch scheint er nie zu dessen Propst aufgestiegen zu sein. Nachgewiesen ist seine Stellung als Archivar, die mit der des Bibliothekars verbunden gewesen sein dürfte. Nicht beweisen lässt sich, ob er auch das später mit diesen Aufgaben verbundene Amt des *magister scholarum* wahrgenommen hat. Nach den Angaben in seinen *Annalen* hat Flodoard sich mit dem Erzbischofsitz Reims eingehend befasst, wie der Übergang von der dritten Person zur ersten in seiner Berichterstattung an mehreren Stellen beweist. Die zwischen 925 und 962 immer wieder ausbrechenden Auseinandersetzungen um den Reimser Erzbischofsitz haben ihn wiederholt persönlich betroffen. Zuletzt hat er 963 aufgrund von Altersbeschwerden auf sein Amt im Domklerus verzichtet, das seinem gleichnamigen Neffen übertragen wurde.

Im Jahr 966 brechen die *Annalen* vermutlich aufgrund des Ablebens von Flodoard ab. Er hat neben den *Annalen* auch eine Geschichte der Reimser Kirche geschrieben, die in moderner Edition vorliegt, und ferner das Epos „Die Triumphe Christi und seiner Heiligen“, das noch einer Edition und weiteren Untersuchungen harret. Die *Annalen* waren im Mittelalter nach der Überlieferung nicht sehr weit verbreitet. Sie sind im Laufe des 10. und 11. Jahrhunderts zwar von mehreren Geschichtswerken herangezogen worden, dann aber in Vergessenheit geraten, um erst in der frühen Neuzeit wieder entdeckt zu werden. Die Forschung hat die überlieferten Handschriften der *Annalen* in zwei Gruppen eingeteilt. Die heute in Montpellier überlieferte Handschrift A aus dem 11. Jahrhundert geht unmittelbar auf das Autograph Flodoards zurück und stellt einen Überlieferungsstrang dar. Die übrigen Handschriften B bis G gehören zu der zweiten Handschriftengruppe. Während die Handschriften B–D ebenfalls aus dem 11. Jahrhundert stammen, wurde die Handschrift E im 13., die Handschrift F im 15. und die Handschrift G erst

2 Buchbesprechungen

im 17. Jahrhundert geschrieben. Die bis heute maßgebliche Edition von Philippe Lauer (1874–1953) aus dem Jahr 1905 hat die Handschriften A–E herangezogen und F und G unberücksichtigt gelassen. Das Vorwort listet im Weiteren die seit 1588 bis zur Gegenwart erschienenen Editionen auf, um sich in einem weiteren Schritt mit den Problemen der Übersetzung und den Erläuterungen und der Übersetzung schwieriger Begriffe zu befassen. Diese basiert auch auf der Edition Lauers von 1905. Sie wurde auf der rechten Seite des Bandes gedruckt, während der lateinische Text auf der linken Seite steht. Der Variantenapparat der kritischen Edition wurde dort weggelassen. In den Text der Edition wurde nur in sehr geringem Umfang eingegriffen.

Schwieriger war es, die von Flodoard verwandten Begriffe wie *civitas*, *urbs*, *oppidum*, *municipium* etc. zu übersetzen, weil in vielen Fällen unklar bleibt, wann diese Begriffe synonym oder unterschiedlich verwandt werden. Daher wurden in unklaren Fällen die lateinischen Begriffe in die deutsche Übersetzung übernommen, während im Übrigen die Übersetzung versucht, den lateinischen Text möglichst am Original orientiert wiederzugeben. Übersetzungsprobleme bereiten auch Titel mit politischer Stellung und sozialem Rang sowie Begriffe von Orten und militärischen Anlagen sowie Gebietsnamen, da sich deren Zuordnungen seit der Spätantike verändert haben. Die Beschäftigung mit der Quelle wird auf diese Weise erheblich erleichtert. Im Band folgen noch Literaturhinweise, eine Zeittafel von 898 bis 987, Stammtafeln der Karolinger, Liudolfinger, der Grafen von Vermandois, der Könige von England und der Herzöge der Normandie sowie Karten, die die Annalen erschließen helfen.

Nach den Kapitelüberschriften folgt der Text der Annalen und ihrer Übersetzung, der durch Personen- und Ortsregister erschlossen wird. Die Annalen setzen ihren Schwerpunkt in der Berichterstattung zwar auf die Francia mit Reims als Mittelpunkt, doch hat Flodoard – vermutlich durch seine Beziehungen – über eine Fülle von Informationen verfügt. Diese haben ihn im Westen bis aus Aquitanien und der Bretagne erreicht, im Süden über die Provence bis aus Italien, im Norden bis aus England und im Osten bis aus Böhmen, was in etwa den Raum des karolingischen Frankenreiches erfasst. Deutlich wird die schwierige Situation der karolingischen Nachfolgestaaten durch die Berichte über die dauernden Angriffe der Ungarn, Normannen und Sarazenen zu Beginn des 10. Jahrhunderts geschildert. Die Siege der Könige Heinrich I. im Jahr 933 und Otto I. 955 auf dem Lechfeld über die Ungarn wurden ebenso in die Quelle aufgenommen wie der Ablauf der Synode von Ingelheim 948. Dort wird aus der Form der Berichterstattung deutlich, dass Flodoard an der Synode persönlich teilgenommen hat. Die Annalen zeigen die guten Informationsquellen Flodoards, die ihm den Raum fast des gesamten ehemaligen Frankenreiches erschlossen haben und vermutlich überwiegend aus dem Bereich der fränkischen Geistlichkeit gestammt haben dürften. Es ist vorteilhaft das Werk Flodoards in deutscher Übersetzung vorliegen zu haben, da dadurch die Kirchenprovinz Reims und Lothringen wieder mehr in den Mittelpunkt einer Geschichtsbetrachtung des gesamten ehemaligen Frankenreiches tritt. Das Erscheinen der Quelle ermöglicht auch, diese in Zukunft intensiver in den akademischen Unterricht einzubeziehen, damit wird die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts in Zukunft für die Forschung präsenter, als sie dieses bislang war.

Immo Eberl

Klaus OSCEMA/Bernd SCHNEIDMÜLLER (Hg.), *Zukunft im Mittelalter. Zeitkonzepte und Planungsstrategien* (Vorträge und Forschungen 90) Ostfildern 2021, 352 S., 19 farb. Abb., ISBN 978-3-7995-6890-6, € 49.

Der Band geht auf die bei der Herbsttagung 2018 des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte gehaltenen Vorträge zurück. Er umfasst neben Einführung und Zusammenfassung zehn Beiträge. Nach der Einführung „Mittelalterliche Zukünfte“ (Bernd Schneidmüller) war die Geschichtswissenschaft in ihrem Studium der Vergangenheit stets auf Gegenwart und Zukunft gerichtet. Auch die moderne Wissenschaftskultur sieht in der Zukunftsförderung die wichtigste Herausforderung, wie an Beispielen gezeigt wird. Zu Beginn der Planungen von Tagung und Tagungsband wurden zwei Hypothesen aufgestellt, die sich im weiteren Verlauf als unzureichend erwiesen. Die Beschränkung auf Epochenkonstrukte wie die vier Weltreiche oder die sechs Schöpfungstage führte nicht dazu, die Vielfalt mittelalterlicher Zukünfte festzustellen. „Erst der Aufbruch über die bloßen Diskurse hinaus ließ die vielen Planungs- und Vorsorgestrategien vergangener Jahrhunderte angemessen entdecken.“ Der Band wird daher von einer Mischung von Denk- und Handlungsebenen bestimmt. Abschließend wird auf die erschütterte Prognosefähigkeiten der Geistes- und Kulturwissenschaften hingewiesen, die nicht zulassen, dass vergangene Zukünfte zur Vorlage für gegenwärtige Planungen werden, sondern dem Betrachter „einen menschlichen Kreativitätspool zeigen, der ganz anders war. Diese Einsicht macht klüger und bescheidener zugleich.“ Mit dieser Einführung beginnt der Leser seine Lektüre.

Die Darstellung „Die Zukunft des Mittelalters, Befunde, Probleme und (astrologische) Einblicke“ (Klaus Oschema) geht nach einer Bestandsaufnahme der methodischen Probleme mit einem Exkurs über konkrete Regelungen für die Zukunft und einem „Blick in die Urkunden“ sowie der Erörterung aktueller Zugänge auf die zukunftsorientierten Texte des Spätmittelalters ein, die zuletzt noch die Astrologie mit ihrer Vorausschau einbeziehen. Neben Ezzelino da Romano wird dabei das Handeln der Kaiser Friedrich II. und III. sowie von Barbara von Brandenburg vorgestellt und darauf hingewiesen, dass die „nach Seriosität strebende Geschichtswissenschaft“ die Texte in ihre Betrachtung der Vergangenheit miteinbeziehen sollte, um ein vollständigeres Bild derselben zu erreichen. Ob zur Vermittlung des Textes die Gendersternchen notwendig sind, sei dahingestellt. Der Transzendenz des Christentums wendet sich Klaus HERBERS (Geschichtsverlauf, Eschatologie und Transzendenz in der lateinischen Christenheit des Mittelalters) zu. Bei feststehenden biblischen Grundlagen bieten die Konzeptionen vom Ende der Zeiten eine große Vielfalt und Dynamik, die in der Zusammenfassung zu einer Reihe von Anregungen für die künftige Forschung führen. Stefan LEDER geht auf die Transzendenz im Islam ein (Zukunft zwischen Immanenz und Transzendenz. Arabisch-islamische Perspektiven [8.–15. Jahrhundert]) behandelt nach der Darstellung der Annäherungen an die Zukunft in der arabisch-islamischen Tradition Eschatologie, Geschichte und Gerechtigkeit, um zuletzt zur Zukunftssicherung und Zukunftsfähigkeit zu gelangen. Hier wird die Frage nach der Verankerung von Zukunftsdiskursen in der arabischen Tradition und die Vereinbarkeit von islamischer Tradition und Zukunftsorientierung zuletzt in zunehmendem Maße bei arabischen Autoren in den letzten Jahrzehnten behandelt. Dabei wird der Nachweis

4 Buchbesprechungen

historischer Zukunftsperspektiven mit der modernen Zukunftsfrage verbunden, um Möglichkeiten und Grenzen der kulturellen Selbstbehauptung aufzuzeigen.

In einem weiteren Schritt zeigt Anke HOLDENRIED die Kraft der Prophetien (*Teaching Future Matters in the Medieval West. The Terms propheta/prophetabant, tempora, and visio in Peter the Chanter's Distinctiones*). Nach der Vorstellung von Leben und Werk Peters the Chanter (Petrus Cantor) mit den *Distinctiones* werden diese in ihrer Bedeutung behandelt. Daniela WAGNER (*Die Zeit im Blick. Zur bildkünstlerischen Sichtbarmachung von Zukunft im späten Mittelalter*) geht von der nur in Resten erhaltenen Wandmalerei in der Florentiner Kirche Santa Croce aus, die 1345 Andrea di Cione geschaffen hatte, um den Triumph des Todes, das jüngste Gericht und die Hölle zu zeigen. Das 7,2 x 18 Meter messende Fresko gab in drei Bildfeldern einen Eindruck der letzten Dinge, der mit der künstlerischen Entwicklung bei Hans Holbein d. J. und Albrecht Altdorfer verknüpft wird und den „beschränkten Blick“ auf die Zukunft zeigt. Die Kunst trug dazu bei, die unsichtbare Zukunft zu erschließen. Einen Schritt zur Praxis macht Benjamin SCHELLER (*Erfahrung, Erwartung und Erlösung. Die Stiftungen des Mittelalters als Zukunftspraxis*) mit dem Hinweis auf die anthropologische Konstante der Zukunft im menschlichen Leben. Er stellt die Stiftungen des Mittelalters als Zukunftspraxis in Beispielen vor, um zuletzt die Armenstiftung des Francesco di Marco Datini in Prato zu untersuchen, die dem Stifter ewiges Leben, ewige Seligkeit und ewiges Heil in der zeitlosen Zukunft nach dem Weltgericht sichern sollte.

Die Diskussion über die Zukunft greift Anja RATHMANN-LUTZ (*Wessen Zukunft? Sprechen über Kommendes an Höfen und Klöstern des Hochmittelalters*) auf. Ausgehend von Zitaten des Abtes Suger von Saint-Denis in seiner *Vita Ludwigs VI.* von Frankreich und seinem Werk *De consecratione* werden die Sphären von Klöstern und vom Hofe untersucht. Als literarische Zeugnisse werden der Briefwechsel Abaelards mit Heloïse, die Schriften des Abtes Suger, der Bericht *Odos* von Saint-Denis über den Zweiten Kreuzzug (1148), Briefe des Abtes Suger und König Ludwigs VII. sowie der Roman *Cligès* des Chrétien de Troyes herangezogen. Die Zukunftsplanung war in Kloster und Hof verschieden, doch hat jeweils Jenseits und Diesseits in die Planungen hineingespielt. Ulla KYPTA zeigt mittelalterliche Kaufleute in der Sorge für die diesseitige Zukunft, die auch ihre jenseitige sicherte. Kaufleute sahen Zukunft nicht als unvorhersehbar an. Sie sammelten Informationen über die Gegenwart und Vergangenheit. Dabei ergab sich für sie, dass ein Teil der Zukunft ähnlich wie Gegenwart und Vergangenheit ablaufen würde, der andere blieb unvorhersehbar. Sie planten ihr diesseitiges Leben und richteten es auf das jenseitige aus. Sie kannten die eigene Ungewissheit im Umgang mit der Zukunft und wiegten sich daher nicht in falscher Sicherheit. Julia BURKHARDT betrachtet „religiöse Gemeinschaften als Abbild des zukünftigen Gottesreiches“ ausgehend von der Spätantike mit Deutungsmodellen, Praktiken, Repräsentationen und Devianzen. Die religiösen Gemeinschaften wollten gemeinschaftlich den Weg im künftigen Gottesreich finden, womit Gegenwart und eschatologische Zukunft programmatisch beschrieben wurden. Das Kloster der Gegenwart war in den Augen der Zeitgenossen ein Ort besonderer Gottesnähe und ein Abbild des künftigen Gottesreiches.

Thomas ERTL befasst sich mit den „Kreuzzugspläne(n) nach 1291 zwischen Utopie und ‚Useful Knowledge‘“ ausgehend von den Schriften zu dieser Rückeroberung, die im

Anhang für den Zeitraum zwischen 1274 und 1334 mit rund 40 Traktaten und Denkschriften aufgeführt werden. Diese Schriften hatten geringe Wirkung, da sie einerseits Altbekanntes wiederholten und andererseits durch die politischen Entwicklungen kein neuer Kreuzzug zustande kam. Die zahlreichen Schriften über fremde Völker festigten das westeuropäische Überlegenheitsgefühl und haben bis ins 19. Jahrhundert nachgewirkt. Sie haben auch zu der Sichtweise beigetragen, dass die reisenden und erobernden Christen Westeuropas die Zukunft bestimmten. Die Ergebnisse der Tagung stellt Petra SCHULTE zusammen und umreißt zuerst die „vergangene Zukunft“ als Forschungsfeld. Das sich wandelnde Mittelalterbild wird mit Fragestellungen und Beobachtungen vorgestellt. Der abschließende Ausblick weist zu Recht daraufhin, dass das Mittelalter in seiner Komplexität und Differenziertheit ernst genommen werden muss. Der Band hat die von der Forschung bislang wenig beachteten Zukunftsvorstellungen des Mittelalters untersucht und dabei deutlich gemacht, dass der mittelalterliche Mensch an der Zukunft lebhaftes Interesse gehabt hat. Er hat dabei zwischen der unmittelbaren Zukunft in absehbarer Zeit und der Vorsorge für das ewige Seelenheil sehr wohl unterschieden und ist dadurch dem Menschen der Gegenwart sehr nahe. Der Band ist auch für die regionale, landeskundliche Erforschung des Mittelalters von erheblicher Bedeutung, da er die Interessen und das Denken des mittelalterlichen Menschen aufhellt.

Immo Eberl

Hans-Ulrich WIEMER (Hg.), Theoderich der Große und das gotische Königreich in Italien (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 102) Berlin/Boston 2020, XII + 460 S., 8 farb. und 4 s/w-Abb., 8 Tab., 2 Karten, 1 Stammtaf., ISBN 478-3-11-065820-0, € 94,95.

Grundlage für das vorliegende Werk war die unter demselben Thema veranstaltete Tagung im Historischen Kolleg/München, die die neuere Forschung zum gotischen Königreich Italien vorstellen und Perspektiven für die weitere Forschung aufzeigen sollte. Der Herausgeber weist in der Einleitung darauf hin, dass die Darstellungen immer wieder eine Blüte unter der Herrschaft Theoderichs hervorheben. Dabei lassen die Quellen aber die Lebenswelt in Städten und Dörfern in der Regel außer Betracht. Die archäologischen Funde, die in den letzten Jahrzehnten erheblich zugenommen haben, unterliegen Deutungsproblemen, was die Zuweisungen erschwert. Die Untersuchung der „Städte Nord- und Mittelitaliens im 5. und 6. Jahrhundert n. Chr.“ (Christian WITSCHERL) weist auf die große Kontinuität der politisch-administrativen Untersuchungsebene hin, während sich die epigraphische Kultur gegenüber dem 4. Jahrhundert grundlegend verändert hat, was in gleicher Weise für die Stadtbilder gilt. Diese Transformationsprozesse hatten bereits vor der Herrschaft Theoderichs begonnen und diesem ist es nicht gelungen, die Veränderungen der Stadtbilder umzukehren. Ergänzend wird die Entwicklung der Stadtlandschaft Roms unter den gotischen Königen (Ralf BEHRWALD) in einem eigenen Beitrag untersucht. Das Weichbild Roms war nach neueren Grabungen, z. B. in der Crypta Balbi, wohl schon zu Theoderichs Zeit von einer Isolierung einzelner Quartiere geprägt. Die Baupolitik des Gotenkönigs hat sich dabei in die Entwicklung der kaiserlichen Baupolitik eingefügt.

Der Beitrag „Landscapes, Townscapes, and Trade in Sicily AD 400–600“ (Emanuele VACCARO) geht auf Grabungen in Sizilien seit der Jahrtausendwende ein. Die Geschichte Siziliens zeigt jetzt eine veränderte Entwicklung. Die Städte Agrigent, Lilybaeum und Catania lassen einen Kontrast zwischen Stadt und Land erkennen, wobei die schrumpfenden Städte ihre Funktionen als Zentralorte behielten, während die ländlichen Siedlungen expandierten. Sizilien war in der Zeit Theoderichs ein komplexer und gut vernetzter Wirtschaftsraum mit hohen Überschüssen. Für das ostgotische Reich – „Ostrogothic Italy. Questioning the Archaeologies of Settlement“ (Neil CHRISTIE) – fehlen noch immer archäologische Funde. Das Reich wird in drei Phasen erfasst: der ersten von 490–510 mit der Stabilisierung der ostgotischen Herrschaft, der zweiten, 510–530, mit der politisch-ökonomischen Stabilisierung und der letzten Phase (530–550) mit der Destabilisierung des Staates durch den gotisch-byzantinischen Krieg. Die Lage der Städte, der Landschaft und der Grenzgebiete wird mit neuen archäologischen Funden hinterfragt. Homöer und Juden werden als religiöse Minderheiten im Ostgotenreich (Hanns Christof BRENNECKE) vorgestellt. Der Begriff „Homöer“ hat die bisherige zeitgenössische, aber ungenauere Bezeichnung „Arianer“ abgelöst. Die Minderheiten werden in ihrer Bedeutung im Reich Theoderichs und seiner Nachfolger vorgestellt, die die ostgotische Herrschaft zu einem guten Teil entschieden unterstützt haben. Die konfessionelle Differenz und die politische Kooperation wird im Beitrag „Katholische Geistliche, homöischer König“ (Jan-Markus KÖTTER) deutlich. Die Toleranz Theoderichs hat anscheinend trotz des Verhaltens gegenüber Papst Johannes 526 keinen grundlegenden Wandel erlebt.

Theoderichs Personalpolitik und sein Verhältnis zu den Repräsentanten der römischen Aristokratie wird im Beitrag „Senatorische Macht und Ressourcenkontrolle im Italien Theoderichs“ (Peter EICH) in vielen Einzelheiten dargestellt, was zu umfassenderer Kenntnis der führenden Gesellschaftsschicht Roms und ihr Wirken führt. Die „Konzepte der Kodifikation in den poströmischen Königreichen“ werden am Edikt Theoderichs des Großen (Karl UBL) behandelt. Das Edikt beschreibt eine Gesellschaft, die sich gewandelt hatte, wie es das Edikt selbst in der neuartigen Form der Kodifikation ist. Dessen Unordnung wird als Stilisierung der beständigen Sorge um Rechtswahrung gesehen. Der anfängliche Schwerpunkt auf Delikte der Rechtspflege beweist die Hinwendung zu dem im Prolog formulierten Ideal der Rechtsstaatlichkeit. Die Regelungen der bäuerlichen Lebenswelt brachte die Sorge des Gesetzgebers für alle Teile der Gesellschaft zum Ausdruck und zeigt, dass sich Theoderich als Herrscher über einen Rechtsstaat akzentuierte. Der Herausgeber befasst sich in seinem Beitrag „Von Theoderich zu Athalarich. Das gotische Königtum in Italien“ mit der Nachfolgeregelung des Königs. Das unter Theoderich gewachsene Ostgotenreich verkleinerte sich wieder auf seinen ostgotischen Teil. Der König war von der Zustimmung unterschiedlicher Gruppen abhängig, die das gotische Heer, die römischen Senatoren und die katholischen Bischöfe bildeten. Das gotische Königtum in Italien musste immer wieder neu ausgehandelt werden, wie der Abschluss der Untersuchung ergibt und im Anhang durch Schreiben Athalarichs an die drei Gruppen unterstrichen wird. „Römische Identität(en) im gotischen Italien“ (Timo STICKLER) werden am Beispiel des Senators Cethegus in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts und seines gleichnamigen, vermutlichen Nachfahren in der Zeit um 600 herausgearbeitet. Die Zer-

störung der materiellen Grundlagen durch die Gotenkriege hatte die senatorische Identität zerstört. Einige Senatoren hatten sich nach Sizilien zurückgezogen, wie das Beispiel der Cethegi und die neueren archäologischen Untersuchungen auf Sizilien beweisen. Die ethnische Identität war nach den Gotenkriegen bedeutungslos.

Die „gotische Identität“ (Walter POHL) wird aufgrund der Debatten der letzten Jahrzehnte in der Forschung untersucht, wobei auf die methodischen Zugänge zur ethnischen Identität eingegangen wird. Dabei werden die „Forschungen“ von Walter Goffart und Robert Kasperski zurechtgerückt, die sich eine Geschichtsbetrachtung geschaffen haben, die durch Vorüberzeugungen jeder schriftlichen Überlieferung den Boden entzieht. Der methodische Ansatz Pohls zur Betrachtung der Geschichtswerke der poströmischen Regna und ihrer Bedeutung für die Identitätsbildung überzeugt dagegen. Der Beitrag „Anthologizing their Successes. Visions of the Past in Gothic Italy“ (Massimiliano VITIELLO) behandelt die von Cassiodor im Auftrag Theoderichs verfasste „Geschichte der Goten“. Das in der *Getica* des Jordanes teilweise erhaltene Werk wird unter Heranziehung der neu entdeckten Fragmente des Dexippos aus der Mitte des dritten Jahrhunderts betrachtet. Cassiodor hat, wie sich ergibt, keine Informationen erfunden, sondern diese so zusammengestellt, dass die gotische Geschichte und das Geschlecht der Amaler im besten Licht erschienen. Die Quellenforschung der *Getica* und der *Variae* erhält dadurch neue Anstöße. Der Beitrag „(K)Ein Gote? Theoderich und die Heldensage der Germanen“ (Florian KRAGL) geht auf den weiten Unterschied zwischen der historischen und altgermanistischen Forschung ein. Die Heldensage hat sich früh herausgebildet, als die Sprachgemeinschaft der Dialekte noch die Verbreitung unterstützt hat. „Statt eines Nachworts“ geht der Herausgeber auf die Forschungen über Theoderich zwischen 1544 und 2018 in vielen Einzelheiten ein. Die Forschungsdiskussion geht bis in die Gegenwart. Der umfassende Überblick über die Entwicklung des ostgotischen Königreichs lässt den süddeutschen, vor allem alemannischen Raum, außer Betracht. Trotz dieser Enttäuschung für die landesgeschichtliche Forschung bietet das Werk einen neuen Zugang zum ostgotischen Reich und gibt der Forschung zahlreiche neue Anstöße.

Immo Eberl

Steffen PATZOLD, Presbyter. Moral, Mobilität und die Kirchenorganisation im Karolingerreich (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 68) Stuttgart 2020, 599 S., 6 Tab., 4 Karten, ISBN 978-3-7772-2023-9, € 196.

Das vorliegende Werk des Tübinger Mediävisten widmet sich der Lehre von der Eigenkirche, die Ulrich Stutz als Student an der Universität Berlin entwickelt hat. Der Begriff „Eigenkirche“ wird von der Forschung bis heute verwandt, wobei ein Gegenentwurf fehlt. Der Verfasser zitiert einleitend Bischof Theodulf von Orléans, der die Priester seiner Diözese als „Salz der Erde“ (Mt 5,13) bezeichnete und ihren Grad als zweiten nach dem der Bischöfe ansah. Sie sollten den Gläubigen die Führung zum Himmelreich bieten. Dieses Bild eines der führenden Köpfe der karolingischen Reform von den Priestern seiner Diözese wurde auch von anderen Bischöfen der Zeit geteilt. Ulrich Stutz und die Historiker im

20./21. Jahrhundert haben ein anderes Bild der Kleriker des 9. Jahrhunderts gezeigt. Sie sahen diese als Unfreie, die ihren Grundherren unterworfen waren. Sie waren angeblich schlecht oder überhaupt nicht für ihre Aufgaben ausgebildet und mussten für ihre Herren auch andere niedere Dienste leisten. Stutz hat die Eigenkirche mit einer grundherrlichen Mühle verglichen: Beide sollten dem Grundherrn Gewinn bringen.

Der Verfasser hinterfragt mit seinem in acht Kapitel gegliederten Werk die Lehre von der Eigenkirche im nordalpinen Teil des Frankenreichs zwischen der Mitte des 8. und dem frühen 10. Jahrhundert, wobei Italien wegen seiner anderen kirchlichen Struktur kaum berücksichtigt wird. Das erste Kapitel stellt die von Ulrich Stutz entwickelte „Lehre von der Eigenkirche“ vor. Nach Darlegung der Thesen von Stutz wird deren Rezeption gezeigt, um zuletzt die Zeitgebundenheit dieser Lehre zu behandeln. Die heutige Forschung zeichnet ein anderes Bild der Priester und Kirchen auf dem Land als Ulrich Stutz. Die Kleriker waren keine ungebildeten Freigelassene, sondern Angehörige der lokalen Elite, über die die karolingische *Correctio* bis auf die lokale Ebene hinunter vermittelt wurde. Das folgende Kapitel des Werks wendet sich den Rahmenbedingungen des späteren 8. und frühen 9. Jahrhundert zu, die Stutz vernachlässigt hat. Die *Correctio* wird als politisches Kernziel des Hofes und der Eliten behandelt. Karl der Große und seine Ratgeber wollten durch *correctio* und *emendatio* ein „christliches Volk“ formen, das Gottes Gnade verdiente. Dieses Ziel war religiös und politisch, da die Gnade Gottes als Bedingung für erfolgreiches Herrschen galt. Die Reformer haben die Geistlichen gemäß Aufgaben und Kompetenzen definiert und versucht, die Lebensweise der Priester schriftlich zu normieren, um diese zu überwachen und nötigenfalls bessern zu können. Dabei wurde der lokale Priester ausgebildet. Dieser versorgte eine Kirche außerhalb der Residenz des Bischofs und religiöser Gemeinschaften wie Klöstern oder Stiften, war für die Seelsorge der Laien in der Umgebung zuständig und hatte zum Teil das Recht zu Ostern und Pfingsten in seiner Kirche zu taufen.

In diesem Zusammenhang wurde die Verantwortung „verortet“. Die *litterae formatae* für reisende Geistliche sind ein Beispiel. Die Bischöfe wollten im Rahmen der *correctio* die moralische und intellektuelle Qualität ihres Klerus kontrollieren und bessern. Der Verantwortung stand häufig die Mobilität der karolingischen Gesellschaft entgegen. Das vierte Kapitel zeigt Priester mit unterschiedlichen Lebensbedingungen und Handlungsspielräumen. Ulrich Stutz hat diese miteinander verbunden, um die Lehre von der Eigenkirche zu begründen. Die Unterschiede lokaler Priester werden in den Formen herausgearbeitet, mit denen Laien und Geistliche über Kirchen verfügen konnten. Dabei werden zwei lokale Priester auf der Basis urkundlicher Überlieferung vorgestellt. Lokale Kirchen wurden als Teil von Besitzkomplexen betrachtet, die wirtschaftlich attraktiv waren. Die Priester dieser Kirchen waren aber keine ungebildeten Kreaturen. Sie waren Angehörige lokaler Eliten und hatten eigene Handlungsspielräume. Ein wesentlicher Faktor der kirchlichen Strukturierung war die Konkurrenz mobiler Priester um wirtschaftlich attraktive Kirchen. Im fünften Kapitel werden die Rechtsgrundlagen mit den Kapitularien und *canones* des 8. und 9. Jahrhunderts behandelt, auf denen die Lehre von der Eigenkirche aufbaut. Es ging darum, in einer teilmobilen Gesellschaft die Qualität der religiösen Belehrung sicherzustellen.

Anders als von Stutz behauptet, ist in der Karolingerzeit den Kirchenbesitzern nie die volle geistliche Verfügungsgewalt über ihre Kirchen und deren Zubehör oder die vermögensrechtliche Leitungsgewalt zugesprochen worden. Daher geht das folgende Kapitel auf den Zehnt ein. Dieser stand den Kirchenbesitzern weder ganz noch teilweise zur Verfügung. Er ging an die Priester der Taufkirchen und war Grundlage für deren Wohlstand und die damit verbundenen Handlungsspielräume. Der Verfasser sieht als Ergebnis einer Neuerung der Zehntpraxis um 800, dass die die Zehnten bestimmten lokalen Kirchen zugeordnet wurden. Eine umfassende vermögensrechtliche Leitungsgewalt, die auch den Zehnt umfasst hätte, haben Kirchenbesitzer in der Karolingerzeit zu keinem Zeitpunkt erhalten. Das siebte Kapitel widmet sich der Ausbildung und dem Wissen lokaler Priester. Hand- und Schulbücher sind überliefert. Nach ihnen waren die Priester des 9. Jahrhunderts zumindest in größerer Zahl keine schlecht ausgebildeten Freigelassene oder „Unwissende“. Die Bücher gewähren Einblicke in das Wissen, über das lokale Priester verfügen konnten. Der Königshof und die Bischöfe haben sich bemüht, dieses Wissen zu verbessern und zu überwachen. Nach der Beschreibung der Institutionen und Ausbildungswege für lokale Priester werden vom Verfasser die Normvorstellungen zur Frage „Was ein Priester wissen sollte“ zusammengestellt und erhaltene Exemplare der Lehrbücher vorgelegt. Es ergibt sich, dass angehende Priester gute Möglichkeiten hatten, das erforderliche Wissen zu erwerben.

Die durch die Eigenkirchenlehre genährte Vorstellung, dass die Priester ungebildete Männer waren, ist falsch. Nach dem Willen der Eliten des Reichs sollten sie ihre Gemeinden über das gottgefällige Leben belehren. Der überkommene Buchbestand von Lehrtexten, bietet dazu eine große Variationsbreite und lässt das Interesse der Priester erkennen, sich über diese Literatur weiter zu bilden. Das achte Kapitel geht auf die Priester und ihre Familien ein. Das Zusammenleben von Priestern mit Frauen war im Untersuchungsgebiet eine Seltenheit, ebenso auch Frauen und Söhne von Priestern. Doch haben diese enge Beziehungen zu ihren Verwandten unterhalten. Nicht selten haben Neffen von Priestern den geistlichen Beruf gewählt, wobei der Onkel sie gefördert hat. Im folgenden Kapitel werden die Priester in ihren sozialen Beziehungen zu Nachbarn, Priestern, *seniores* und dem Bischof gezeigt. Die Eigenkirchenlehre hat das Verhältnis zwischen den Priestern und ihren Mitmenschen auf lokaler Ebene weithin ausgeblendet. Die Priester haben vor Ort sicher Unternehmungen geselliger Art unterhalten. Der Einfluss der Bischöfe auf die Priester der Diözese ging auch keineswegs verloren, sondern hat sich deutlich erhöht. Mit der „Zusammenfassung und Folgerungen“ schließt der Band. Die Folgerungen führen zu der Reichweite der *correctio*, zur Gregorianischen Reform und zuletzt zur Frühgeschichte der Pfarrei. Der Verfasser hat durch sein Werk der Eigenkirchenlehre von Ulrich Stutz den Boden entzogen. Das Werk schließt mit einem Anhang, dem Quellen- und Literaturverzeichnis und einem ausführlichen Register. Es führt konsequent auf das Ziel zu, die Eigenkirchenlehre durch ein neues, offeneres System zu ersetzen, das die Priester mit ihren Leistungen und Kenntnissen würdigt.

Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz (Hg.), Der Untergang des Römischen Reiches. Begleitband zur Ausstellung im Rheinischem Landesmuseum Trier, Museum am Dom Trier, Stadtmuseum Simeonstift Trier (Schriftenreihe des Rheinischen Landesmuseum Trier 44) Darmstadt 2022, 456 S., 500 Farb-Abb., ISBN 978-3-80624425-0, € 40.

Zur Ausstellung wurde ein Katalog vorgelegt, der nicht die traditionelle Zweiteilung mit einleitenden Essay- und Katalogteil mit Beschreibungen der Exponate bietet. Er umfasst zehn Kapitel mit den Beiträgen von 64 Autoren, wobei die Exponate im siebten Kapitel auf 28 Seiten in erheblich verkleinerten Abbildungen nur mit ihren Maßen und Verwahrungsorten bezeichnet werden. Der Katalog gibt einen Überblick über den Forschungsstand zum Untergang des Römischen Reiches. Das erste Kapitel behandelt als ein Prolog „Grundsätzliches zum Thema ‚Untergang‘“. Dabei wird der Inhalt des Katalogs umschrieben. Das zweite Kapitel nennt „Theorien zum Untergang des Römischen Reiches seit 1500 Jahren“. Ausgehend von den zeitgenössischen Debatten der Spätantike mit Augustins Schrift über den Gottesstaat wird in kurzen Zügen mit dem Schwerpunkt auf das 19. und 20. Jahrhundert die Diskussion unter Einbindung von Dichtern bis zur Gegenwart zusammengefasst. Im dritten Kapitel findet sich der „Historische Überblick“ mit 14 Beiträgen. Zu Beginn wird das dritte Jahrhundert mit der Frage: „Überwundene Krise oder Anfang vom Ende?“ vorgestellt. Der Darstellung über die politisch-militärische Neustrukturierung unter den Kaisern Diokletian und Konstantin (284–337) folgt die Behandlung der Machtkämpfe und Krisenbewältigung im spätrömischen Westen mit vier Karten zu den kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen 364 und 476. Als Nächstes werden das Festungsbauprogramm Kaiser Valentinians I. und die Schlacht von Adrianopel (378), der Einfluss Roms auf die Länder der „Barbaren“ und die Positionierung von Kaiser Theodosius I. im Glaubensstreit (380) behandelt. Weiterhin werden die Teilung des Reiches (395), der Untergang der Rheingrenze (406/07) als möglichem Anfang vom Ende des Weströmischen Reiches, die Plünderung Roms durch die Truppen Alarichs (410), das Ende der valentinianisch-theodosianischen Dynastie (455), das Scheitern der Rückeroberung Nordafrikas (468), der Putsch Odoakers und dessen Folgen mit dem Ende Westroms (476) behandelt.

Nach Darlegung der historischen Entwicklung behandelt das vierte Kapitel „Brüche, Transformationen, Kontinuitäten“ in 18 Beiträgen. Ausgehend von den Aspekten der Regionalität im 5. Jahrhundert werden Münzentwicklung und -umlauf des 4. und 5. Jahrhunderts zusammengestellt. Dazu wird die spätantike Stadtentwicklung und die Urbanität im Westen des Römischen Reiches sowie das Phänomen der Schwarzen Erde (dark earth) behandelt – aus der dunkel-humosen Schicht können mithilfe moderner Technik zahlreiche Rückschlüsse abgeleitet werden. Weiterhin wird die Jahrringforschung mit ihren Grenzen in der Spätantike gezeigt, woraufhin mit den römischen Straßen und ihrem Fortbestand bis ins Mittelalter fortgefahren wird. Die Darstellung geht auch auf das Ende der Gladiatorenkämpfe und der Amphitheater ein, um dann den Wandel der Siedlungsstrukturen und das Ende der *villa* als Residenz der Aristokratie aufzugreifen. Nach Wirtschaft und Handel im Weströmischen Reich im 5. Jahrhundert wird die Keramikherstellung und Glasverarbeitung untersucht. Dann wird der Wandel der Eliten mit Römern,

Romanen und Germanen aufgegriffen. Zur Schriftlichkeit im Alltag in der Spätantike wird am Anfang die Antwort auf die Frage gegeben, wer lesen und schreiben konnte, um dann die Formen der Kommunikation und der Repräsentation zu untersuchen und zuletzt die Frage zu stellen, ob ein Niedergang der Schriftlichkeit festzustellen ist, was aber noch weitere Forschungen erforderlich macht.

Die neuen und alten Sprachen in Gallien, Raetien und Noricum werden in ihrer Entwicklung aufgezeigt, ebenso das römische Rechtsleben und die Rechtskultur der Spätantike mit ihren Kodifikationen und Ausprägungen. Die spätantike Schatzkunst wird mit ihrer Überlieferung in Kirchenschätzen gewürdigt. Die Trierer Großbauten des 5. Jahrhunderts werden mit dem Amphitheater, dem Circus, der Basilika, den Kaiser- und Barbarathermen, dem Großkirchenprojekt an Stelle des heutigen Domes und dem saalartigen Coemeterialgebäude am Beisetzungsort der heiligen Bischöfe Agritius und Maximinus behandelt. Es schließt sich die Untersuchung Triers an der Wende der Spätantike zum Frühmittelalter an. Zuletzt werden die Veränderungen der Kleidung in der Spätantike dargestellt. Dabei wird die gesellschaftliche Rolle derselben deutlich gemacht und die Entstehung der christlich-liturgischen Tracht seit dem 4. Jahrhundert behandelt. Das fünfte Kapitel geht auf die Faktoren ein, die zum Untergang des Reiches beigetragen haben. Nach der Darstellung des Zeitalters der Bürgerkriege mit der Erosion der Zentralgewalt und der Auflösung des Weströmischen Reiches wird die Bedeutung der Völkerwanderung untersucht. Hier verliert das Jahr 476 deutlich an seiner bisherigen Bedeutung. Am Niedergang des Reiches waren auch Umweltkrisen und die spätantiken Pandemien beteiligt. Die heutige Naturwissenschaft hat zwar neue Aspekte über den Untergang des Reiches erbracht, trifft aber keine abschließenden Aussagen.

Das sechste Kapitel wirft die Frage auf: „Warum ging das Römische Reich unter?“ Nach Beschreibung der derzeitigen Forschungsdiskussion wird der Untergang des Reiches in zwei Positionen vorgestellt, die die Bildung neuer Zentren der Kaiserhöfe ebenso behandelt wie externe Faktoren als Krisenbeschleuniger. Hier werden die hohen Verluste des römischen Heeres seit 376 in die Forschungsdiskussion eingebracht, ebenso Pandemien. Der im siebten Kapitel folgende Katalog der Exponate beschreibt diese in aller Kürze. Während der Fachmann sich mit dieser Darstellung der Exponate anfreunden kann, bleibt den Nichtfachleuten dadurch die Bedeutung der einzelnen Exponate vielfach verschlossen, was letztlich für die Bildungsabsicht der Ausstellung negative Auswirkungen hat. Das durch den Farbwechsel von Orange zu Blau abgesetzte achte Kapitel „Im Zeichen des Kreuzes“ behandelt die sich neu ordnende Welt. Hier werden das Nebeneinander der alten Kulte und der Aufstieg des Christentums im Rhein-Mosel-Raum gezeigt, ebenso die frühchristlichen Gräber aus St. Maximin außerhalb der römischen Stadtmauer von Trier und die Gesellschaft im spätantiken und nachantiken Trier. Der christliche Großbau unter St. Maximin wird umfassend vorgestellt, ebenso die übrigen Trierer Kirchenbauten. Die Bedeutung der Trierer Bischöfe des 4. und 5. Jahrhunderts wird mit der kirchlichen Organisation untersucht und daneben das Fortleben der paganen Kulte im Trierer Raum bis ins Mittelalter am Beispiel des Diana-Kultes.

Die beiden letzten Kapitel des Bandes widmen sich dem Erbe Roms mit Visionen und Mythen in der Kunst zwischen Mittelalter und Gegenwart. Der Epilog kommt nochmals

zu der Anfangsfrage des Bandes zum Untergang des Römischen Reiches zurück. Der Anhang bietet ein 31 Seiten umfassendes Literaturverzeichnis, das den Leser des Bandes die Möglichkeit bietet, sich umfassend mit dessen Thema weiter auseinander zu setzen. Der beeindruckende Band wird durch zahlreiche farbige Abbildungen aufgelockert, die eigene Aussagen zum Thema bieten. Der Käufer des Bandes hat zu einem günstigen Preis eine der besten und umfassendsten Einführungen in die Thematik erworben. Der Band bietet auch viele Ansätze zu Forschungen für die Gebiete des Römischen Reiches außerhalb des Rhein-, Moselraums, was ihn nicht zuletzt für das südliche Bayern und Bayerisch-Schwaben interessant macht.

Immo Eberl

Matylda GIERZEWSKA-NOSZCZYŃSKA/Lutz GRUNWALD (Hg.). Zwischen Machtzentren und Produktionsorten. Wirtschaftsaspekte von der Römischen Epoche bis in das Hochmittelalter am Rhein und in seinen Nachbarregionen (Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Tagungen 45) Mainz 2021, 424 S., 129 Farb-Abb., 51 s/w-Abb., 49 Karten, 29 Pläne, 7 Tab., 2 Grundrisse, ISBN 978-3-88467-346-1, € 69.

Die Zusammenarbeit zwischen dem Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz und der Forschungsstelle Kaiserpfalz der Stadt Ingelheim am Rhein führte 2018 zu einer vertraglichen Kooperation. Der vorliegende Band ist deren erstes Ergebnis. Die 25 Fachbeiträge wurden auf zwei interdisziplinären Tagungen in Ingelheim 2018 und in Mayen 2019 vorgestellt. Dabei wurden die urbanen Zentren Mainz, Ingelheim, Trier, Köln, Aachen und das Wirtschaftszentrum Mayen für den Handel und Warenaustausch im Rheinland und dessen weiter Umgebung von der Römerzeit bis ins Hochmittelalter betrachtet. Die Beiträge bilden eine Basis für weitere Forschungen. Einleitend wird „der Siedlungs- und Verkehrsraum Mittelrhein-Mosel auf der Tabula Peutingeriana“ (Silke DIEDERICH) um das Jahr 435 aufgezeigt, der den mittelalterlichen Kopisten wichtig war. Lutz Grunwald und Stefan WENZEL stellen „das Industrieviertel zwischen Mayen und Andernach in Römerzeit und Frühmittelalter“ vor. Die römischen Strukturen blieben bis ins Frühmittelalter erhalten, ebenso die Exporte von Keramik und Mühlsteinen aus Mayen und Siedlungen samt Gräberfeldern zeigen ebenfalls Kontinuität. Die Versorgung der spätantiken Kaiserresidenz Trier mit Baukeramik (Thomas SCHMIDT) und die Keramik des 5. Jahrhunderts in den Trierer Kaiserthermen (Ferdinand HEIMERL) werden ebenso gezeigt wie Importkeramik in Kamen-Westick und Südwestfalen (Eva CICHY/Robert FAHR).

Die Entwicklung des römischen und frühmittelalterlichen Aachens aus archäologischer Sicht (Andreas SCHAUB) wird verdeutlicht, was auch die Glasverarbeitung und die Eisenproduktion betrifft. Die „Keramikversorgung im frühmittelalterlichen Köln“ (Thomas HÖLTGEN) geht umfangreich auf die urbane Entwicklung der Stadt von der Antike bis zum Hochmittelalter ein. Die frühmittelalterlichen Glaswerkstätten in Köln (Michael DODT/Andreas KRONZ) werden mit ihrem Export Fernhandel rhein-, main- und mosel-aufwärts untersucht. Die fränkischen Glaswerkstätten lagen im Unterschied zur Römerzeit am Hafen, von dem aus der Export über den Rhein erfolgte. Nach den „Strukturen

der Gewinnung von Bodenschätzen am Rhein zwischen Römerzeit und Frühmittelalter“ geht Peter HAUPT den „tatsächliche(n) Ursache(n) oder nachträgliche(n) Konstrukte(n) bei den lokalen römerzeitliche(n) Einflüsse(n) auf den karolingischen Pfalzbau in Ingelheim“ nach. Das architektonische Konzept der Pfalz Ingelheim hat auffällige Parallelen zu den römischen Palastvillen. Doch scheinen eher tradierte Besitzverhältnisse eine Rolle gespielt zu haben, da ein römischer Vorgängerbau nicht nachzuweisen war.

Die Herausgeberin geht auf die Entwicklung Ingelheims zwischens Merowingerzeit und Karl den Großen ein. Die ältesten Befunde werden in die Jahre 530–580 datiert, denen kurz vor 600 weitere Bauten folgten. Auf der Siedlung „Im Saal“ mit einem umgebenden Graben wurde im späten 8. Jahrhundert das *palatium* errichtet. Die Remigiuskirche mit ihrem Taufbecken aus dem späten 7. und dem 8. Jahrhundert war dabei von besonderer Bedeutung. Ingelheim wird auch in „Aspekte(n) der frühmittelalterlichen Bevölkerung Ingelheims anhand ausgewählter Fundobjekte aus Metall“ (Ramona KAISER) untersucht, wobei Hinweise auf Fernhandel mit einem gewissen Wohlstand bereits vor dem Bau der Pfalz vorliegen. Ausgewählte frühmittelalterliche Keramik aus der Ingelheimer Pfalz und ihrer Peripherie wird für geochemische Untersuchungen zur Bestimmung des Spurenelementmusters herangezogen (Clusteranalyse, Matylda Gierszewska-Noszczyńska/Detlef WILKE). Dabei ergeben sich Hinweise auf die Herkunft der Keramik, was aber noch nicht endgültig geklärt ist, sondern sich bislang nur größeren Räumen zuordnen lässt. „Der Raum Mittelrhein/Untermosel und die Chronologie“ (Lutz Grunwald) wird vom späten 7. bis zum Beginn des 9. Jahrhunderts mit einem Ausblick bis zum Beginn des 10. Jahrhunderts untersucht. Nach den Forschungen des Verfassers zu den Mayener Töpfereien und den frühmittelalterlichen Siedlungen und Gräberfeldern dieser Region wird der Raum ausführlich weiter vorgestellt. Die „karolingerzeitliche Keramikproduktion am rheinischen Vorgebirge im Licht neuer Fundstellen“ (Christoph KELLER) wird aufgrund bisher weniger bekannter Töpfereikomplexe aus der zweiten Hälfte des 9. und der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts in Anbindung an die Ofentechnologie untersucht. Auch der folgende Beitrag „Vom Rheinland zur Rheinmündung. Frühmittelalterliche Keramik aus Leidersdorf“ (Arno A. A. VERHOEVEN) widmet sich der Keramikforschung. Aus dem im zweiten Drittel des 7. Jahrhunderts angelegten Leidersdorf, das anscheinend 838 aufgrund der Überschwemmung des ganzen Küstengebiets abging, wird eine zeitliche Einordnung des Fundmaterials erarbeitet.

„Binnenschifffahrt und Schifffahrtswege in karolingischer Zeit“ (Ronald BOCKIUS) werden aufgrund der schiffarchäologischen Quellen vorgestellt, die unter den antiken Kapazitäten geblieben ist. Die der provinzialrömischen Schiffbautradition folgenden Schiffe haben z. B. den Transport von Steinsarkophagen problemlos ermöglicht. Der Beitrag „Die Friesen und das Friesenviertel in Mainz aus etwas anderer Sicht“ (Mechthild SCHULZE-DÖRLAMM) klärt ausgehend vom Brand 886 die Lage des Viertels. Aus dem Rhein-Moselraum führt der Beitrag „Nonnenkloster – Handwerkersiedlung – Königspfalz? Der Veitsberg im karolingisch-ottonischen Pfalzgebiet Salz“ (Petra WOLTERS) weit in das Gebiet der oberen Saale hinaus. Seine Aufnahme in den vorliegenden Band lässt mit seiner bis 948 häufig besuchten Pfalz, die dann abging, nur eine vergleichende Darstellung zur Pfalz Ingelheim zu. Mit „Motte – Mühle – Macht“ (Torsten RÜNGER) wird die Entwicklung

der mittelalterlichen Siedlungsräume im Raum Morken/Königshoven (Rheinland) vorgestellt.

Über „Anfänge und Voraussetzungen“ wird „Ingelheim und das Gebiet von Mosel, Rhein und Main (8. bis 13. Jahrhundert)“ von Caspar EHLERS in gewohnt tiefeschürfender Darstellung untersucht. Ausgehend von der geographischen und historischen Lage Ingelheims wird die historische Genese der weiten Umgebung gezeigt, um dann deren Entwicklung in Zeitabschnitten darzustellen. Die Archäologen haben neben ihren schriftlichen Untersuchungen auch in zwei Teamarbeiten einen spätantiken Schachtofen und einen Töpferofen des 12./13. Jahrhunderts als experimentalarchäologische Studien vorgelegt, die deren Tätigkeit praktisch nachvollziehen lässt. Der Band erschließt neben Wirtschaftaspekten vor allem die Aufarbeitung der Keramik und führt zu einer chronologischen Abfolge derselben, die für weitere Forschungen eine bislang fehlende Richtschnur schafft. Die Arbeit wird dadurch nicht nur für das Rhein-Maingebiet von hoher Bedeutung, sondern auch für den süddeutschen Raum. Die Untersuchung stößt weitere, vergleichende Forschungen an und hat grundlegenden Charakter gerade auch für das Gebiet der Provinz Raetien im südwestlichen Bereich des heutigen Bayern. Sie beweist darüber hinaus auch die Möglichkeiten und Ergebnisse einer Zusammenarbeit zwischen etablierten, großen Forschungseinrichtungen und kleinen auf den lokalen Raum zugeschnittenen Institutionen, wenn diese von den politischen Entscheidungsträgern in ihrer Arbeit entscheidend gefördert werden.

Immo Eberl

Frühe Neuzeit

Ulrich HOFFMANN/Matthias KUNZE (Hg.), Franz Martin Kuen 1719–1771. Ein Maler zwischen schwäbischer Frömmigkeit und venezianischer Pracht, Weißenhorn 2020, 328 S., 413 Farb- und s/w-Abb., ISBN 978-3-87437-597-9, € 34,80.

Augsburg hatte im 18. Jahrhundert seine einstige politische Bedeutung weitgehend verloren, war aber dennoch international bekannt als wichtiges künstlerisches Zentrum mit einer Vielzahl von Verlegern, Kupferstechern und Goldschmieden und nicht zuletzt wegen der 1710 gegründeten Kunstakademie und der in der Reichsstadt ansässigen Maler. Ihre Schüler waren im ganzen deutschsprachigen Gebiet und darüber hinaus tätig und wurden im Lauf des 18. Jahrhunderts von den vielen geistlichen und weltlichen Bauherren für die zahllosen Baustellen verpflichtet, deren Ausstattung mit Fresken und Gemälden bis heute Zeugnis vom hohen künstlerischen Rang des süddeutschen Rokoko ablegen, das spätere Kritiker im Zeitalter des Klassizismus auch, eher abfällig, „Augsburger Geschmack“ nannten. Zentrale Figur war Johann Georg Bergmüller (1688–1762) mit seiner zunächst im Spätbarock einsetzenden Malerei, der an vielen Orten als Freskant tätig war und seit 1730 als Direktor der reichsstädtischen Akademie amtierte. Sein Ruf zog zahlreiche Maler an, die

nach Augsburg kamen, um bei ihm ihr Handwerk zu erlernen oder längere Zeit in seiner Werkstatt mitzuarbeiten wie aus Tirol etwa Johann Wolfgang Baumgartner (1712–1761) oder Johann Evangelist Holzer (1709–1740) oder den aus Mähren stammenden Gottfried Bernhard Göz (1708–1774); zum Umfeld zählten Maler wie Christoph Thomas Scheffler (1699–1756), Matthäus Günther (1705–1788), Franz Anton Zeiller (1716–1794) oder Johann Baptist Anwänder (1750–1800). Die Werke einiger dieser Künstler sind nicht nur international bekannt, sondern wurden auch Gegenstand kunsthistorischer Forschungen, die sich wie bei J. E. Holzer, M. Göz oder M. Günther in umfangreichen Monographien und zahlreichen wissenschaftlichen Untersuchungen niederschlugen. Eine bemerkenswerte Ausnahme blieb – trotz seiner künstlerischen Qualitäten – ein Künstler, dessen Mitarbeit in Bergmüllers Werkstatt archivalisch zwar nicht nachgewiesen werden kann, dessen künstlerische Prägung in seinen frühen Werken aber deutlich erkennen lässt, wie sehr er mit dem Werk Bergmüllers vertraut war: Franz Martin Kuen (1719–1771), der vor allem im Schwäbischen zwischen Donau, Iller und Lech tätig war und in mehreren Jahrzehnten an über 50 Orten um Weißenhorn und Krumbach Fresken und Gemälde schuf.

Anlässlich des 300. Geburtstags gaben der Kunsthistoriker Matthias Kunze (Heimatemuseum Weißenhorn) und der Theologe Ulrich Hoffmann (Heimat- und Museumsverein Weißenhorn und Umgebung) in dem um die Erforschung der Kunstgeschichte Süddeutschlands hochverdienten Verlag Anton H. Konrad einen umfangreich bebilderten monographischen Band heraus, in dem sie zusammen mit Fachkolleginnen und -kollegen das Werk dieses Malers würdigen, eines „wagemutigen Vertreters des deutschen Rokoko“, wie Hans Tintelnot 1951 Kuen zu charakterisieren versuchte (Die barocke Freskomalerei in Deutschland. Ihre Entwicklung und europäische Wirkung, München 1951, S. 156). Tintelnot deutete damit eine Spannung an, die sich ebenso im Leben des Malers spiegelt wie im politischen und kulturgeographischen Raum, in dem er tätig war. Angesichts der Nationalgrenzen seit dem 19. Jahrhundert und eines damit verbundenen immer stärker ausgeprägten nationalen Bewusstseins ist nur mehr schwer vorstellbar, wie sehr der kulturelle Austausch zwischen den Regionen, über alle Grenzen hinweg, im 18. Jahrhundert möglich war. Der später für viele so befremdlich wirkende Partikularismus des Alten Reichs vor 1806, gerade in Süddeutschland, förderte an vielen Orten, weltlichen und geistlichen Residenzen, Schlössern und Klöstern, die intensive Pflege von Künsten und Wissenschaften, bevor es im 19. Jahrhundert zu dem oft fatalen Gefälle von Zentrum und Peripherie kommen konnte, zum Gegensatz von Metropole und Provinz.

Den Band eröffnet ein ausführlicher Überblick zu Leben und Werk des Künstlers (Matthias Kunze, S. 1–109). Kuen war nach der Lehre bei seinem Vater, dem Maler Johann Jakob Kuen in Weißenhorn, wohl von 1733 bis 1735, nach Augsburg gegangen, um sich zu vervollkommen (zum künstlerischen Umfeld mit J. G. Bergmüller und Johann Georg Wolcker: Josef STRASSER, S. 120–137). 1743 erhielt er mit der Ausmalung der Wengenkirche in Ulm seinen ersten Großauftrag, vermittelt durch seinen Onkel, den Propst des dortigen Augustinerchorherrenstifts St. Michael zu den Wengen. Die im Zweiten Weltkrieg zerstörte, aber durch (farblich nicht mehr zuverlässige) historische Diapositive dokumentierte Ausmalung belegt ebenso wie die der Decke des Bibliothekssaals in der Abtei Wiblingen den erzählerischen Gestus, der auch Bergmüllers Deckenfresken kennzeichnet,

etwa in Dießen am Ammersee (1736). In Wiblingen ist gliederndes Prinzip nicht mehr eine illusionistische Scheinarchitektur, sondern einzelne aus dem Repertoire des Rokoko-Ornaments entwickelte und ins Monumentale gesteigerte, architektonische Motive trennen die im Randstreifen des offenen Himmels spielenden Szenen (zur „Bilder-Sprache“ Kuens: Angelika DREYER, S. 138–153). Wohl zwischen 1745 und 1747 hielt sich Kuen – wie viele andere deutsche Maler seit dem 16. Jahrhundert – in Italien auf und studierte berühmte Vorbilder in Rom und Venedig, hier besonders Tizian und Sebastiano Ricci, vor allem aber Giovanni Battista Tiepolo. Ohne dass Genauereres darüber bekannt wäre, scheint es Kuen gelungen zu sein, zeitweise in Tiepolos Werkstatt aufgenommen zu werden. Vielleicht war er als Gehilfe an der Ausmalung des Palazzo Labia 1746/47 beteiligt, jedenfalls brachte er aus Venedig eine Reihe von Nachzeichnungen der Fresken mit, außerdem vier eigenhändige Pinselstudien Tiepolos, die dieser ihm vielleicht als Dank für seine Mitarbeit geschenkt hatte. Wie viele spätere Werke Kuens zeigen, hatte dieser nicht nur Stil und Kolorit nach dem Vorbild Tiepolos weiterentwickelt, sondern war auch mit dessen Bildkompositionen bestens vertraut, die er immer wieder für eigene Bildentwürfe zitierte. Dies war ein im 18. Jahrhundert gebräuchliches Verfahren, bei dem man keineswegs Mangel an Originalität unterstellte, sondern das als künnerhafte Anverwandlung berühmter Vorbilder geradezu erwartet wurde und hohes Ansehen genoss (zur „Kunst der klugen Kompilation“: Andrea GOTTDANG, S. 154–167). Verwandtschaftliche Beziehungen verhalfen Kuen zu Aufträgen von den Prämonstratensern: Der berühmte Prediger und geistliche Autor Sebastian Sailer, Chorherr in Obermarchtal, war sein Vetter, sein älterer Bruder Hermann Kuen der Leiter des Gymnasiums der Prämonstratenser in Roggenburg (zu Kuens Beziehungen zu den Prämonstratensern: Ulrich Hoffmann, S. 111–119). Er arbeitete für Ursberg und Schussenried, vor allem aber seit 1750/51 für das im Bau befindliche Stift Roggenburg. An der Ausstattung der Kirche und der Räume des Klosters war er bis 1768 tätig (zu den Wandmalereien: Rainer ROMMENS, S. 182–201), u. a. als Porträtist der Äbte (zu Kuens Porträts: Yvonne SCHÜLKE, S. 168–181). Ein Beitrag ist der Maltechnik Kuens als Freskant gewidmet (Johannes AMANN und Johanna KLASSEN, S. 202–209). Matthias Kunze stellt Schüler und Nachfolger Kuens vor (S. 210–215), von denen Johann Baptist Enderle (1725–1798) und Konrad Huber (1752–1830) die bekanntesten waren. Den reich bebilderten Band beschließt das von Matthias Kunze und Stefanie WARKUS erarbeitete, durch ein alphabetisches Ortsverzeichnis gegliedertes Werkverzeichnis der Fresken und Gemälde Kuens.

Mit diesem Band erhält ein bedeutender Maler des Rokoko nach langer Zeit endlich eine angemessene umfassende Darstellung, die das Desiderat einer Monographie auszugleichen hilft. Kuens Werk belegt die Rezeption Venedigs nördlich der Alpen, ist aber gleichzeitig auch ein sprechendes Beispiel für die Vitalität der Kunst des 18. Jahrhunderts im süddeutschen Raum.

Wolfgang Augustyn

Reinhard BAUMANN, *Der letzte Frundsberg. Georg II. (1533–1586). Herr der Herrschaften Mindelheim, St. Petersberg und Sterzing, Diplomat und Landsknechtobrist der spanischen Krone*, Mindelheim 2021, 168 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-947423-38-5, € 19,90.

Die Monate, bevor er am 1. November 1586 auf der Mindelburg starb, hatte Georg von Frundsberg, der letzte seines Geschlechts, gezeichnet von schwerer Krankheit, lesend und schreibend im Bett zugebracht. Über 600 gebundene Bücher, die ein Inventar von 1591 verzeichnet, waren im Besitz Georgs gewesen, darunter nicht wenig medizinische Literatur, aus welcher der notorisch erfolglose Kriegsmann vielleicht noch einmal Hoffnung geschöpft hatte. Genau hatte er in einem Testament seinen Nachlass geregelt, doch nicht verhindern können, dass sich seine Erben verstritten, sein Besitz zerschlagen und nach 30-jährigen Streitigkeiten Mindelheim letztlich bayerisch wurde (und seine Bibliothek fuggerisch). Reinhard Baumann hat dem weitgehend vergessenen und im Schatten seines Vaters und Großvaters stehenden Frundsberger – letzterer hat es sogar mit Büste in die Walhalla geschafft – ein Lebensbild gewidmet, das auch in seinem methodischen Ansatz interessant ist: Wie der 50. Historikertag im Jahr 2014 oder die Bayerische Landesausstellung 2003 in Amberg zum sogenannten Winterkönig, so schreibt Baumann aus der Perspektive eines vermeintlichen Verlierers der Geschichte – ohne männliche Erben, von seiner Ehefrau verlassen, zeitlebens in Rechtsprozesse verstrickt, von seinen Landsknechten angeklagt und in seiner Obristenautorität und -ehre gekränkt, als stets habsburgtreu (unter Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II. und v. a. Philipp II.) in die spanischen Staatsbankrotte hineingerissen u. a. m. Zugleich entfaltet die anzuzeigende Monographie, ausgehend von und kreisend um Georg II., ein Panorama der schwäbischen Regional-, nicht zuletzt Konfessionsgeschichte zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, was sich sinnvollerweise auch aus der vergleichsweisen Quellenarmut zum letzten Frundsberger ergibt. Kann sich die Forschung zum gleichnamigen Groß- und zum Vater Caspar an der Darstellung des Mindelheimer Humanisten Adam Reißner orientieren, muss man zu Georg II. die Quellen recht mühsam in den Stadtarchiven von Memmingen, Mindelheim, Nördlingen, Überlingen, dem Tiroler Landesarchiv in Innsbruck, dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien oder dem Staatsarchiv in Trient zusammentragen, Sachquellen wie Spielsteine, Medaillen oder Messgewänder auswerten bzw. aus dem Kontext Person und Zeit beleuchten. Dies unternimmt der einschlägig in Epoche wie Thematik ausgewiesene Autor mit weitgehend chronologischem Zugriff, schildert Kindheit und Jugend – in seinem Vornamen spiegelt sich wohl die Familientradition, aber auch die Georgsverehrung der Familie, schließlich wurde ein Backenzahn des Heiligen in der Kapelle der Mindelburg aufbewahrt –, seinen Eintritt als 26-Jähriger in die frundsbergischen Herrschaften, Georgs Verquickung in den spanisch-niederländischen Krieg, seine Ehe- und Tiroler Rechtsstreitereien, sein letztes vom *teufelsbauwurm* avant la lettre befallenes Lebensjahr und das Zertragen seines Erbes in fast alle Winde. Baumann flicht in die gut zu lesende Darstellung aber auch immer wieder systematische Ausführungen ein, etwa zu den Tiroler Herrschaften oder zum Verhältnis gegenüber dem evangelischen Nachbarn Memmingen. Ein besonderes Kabinett- und gleichsam Herzstück des Bändchens ist die Darstellung der Regimentsrebellion im Jahr 1577 und des folgenden Rechtsstreits zwischen dem Frundsberger und der Lands-

knechtsgemein, der sich bis vor das Reichskammergericht und den Reichshofrat zog und insgesamt als Wendepunkt im Leben Georgs gesehen werden darf. Hier gelingt Baumann, der seine Studien zum Landsknechtswesen abermals erweitern kann, eine auch methodisch höchst aufschlussreiche Studie zum korporativen Selbstverständnis in einer zur zunehmenden Juridizierung neigenden Zeit. Personenregister und eine praktische Appendix mit Zeittafel, Karten und Stammbaum schließen die Publikation sinnvoll ab.

Christof Paulus

Katharina BECHLER/Dietmar SCHIERSNER (Hg.), *Aufklärung in Oberschwaben. Barocke Welt im Umbruch*, Stuttgart 2016, 456 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-17-030248-8, € 29,99.

Die oberschwäbische Kulturlandschaft, die in der Einführung (S. 7–15) der beiden Herausgeber – Katharina Bechler ist Direktorin der Städtischen Museen Hanau, Dietmar Schiersner lehrt Geschichte an der Pädagogischen Hochschule Weingarten – etwas einsilbig als Region zwischen Donau und Bodensee bzw. zwischen Schwarzwald und Lech umschrieben wurde, zeichnet sich in der Tat durch ihre imposanten Barockbauten aus. Es leitet sich deshalb die berechtigte Frage ab, ob die europäische Aufklärung die regionalen oberschwäbischen Traditionen – sie wurden als „barocke Welt“ globalisiert! – die Zeit veränderte und das Land in eine nachhaltige Umbruchphase versetzte. Zum eingangs definierten Raumkonzept passen einerseits weder die im Aufklärungskontext zwar angebrachten, aber räumlich fehlgeschalteten „Exkurse“ unter anderem zu Augsburg – die ostschwäbische Reichs- und Handelsstadt findet sich trotz aus oberschwäbischer Sicht absoluter Grenzlage laut Register auf mehr als 45 Seiten –, zu München (neun Treffer), zu Luzern, Nördlingen, Nürnberg (je sieben Treffer) oder zu Köln. Das bayerische Allgäu und speziell die oberdeutschen Reichsstädte Memmingen und Kempten, die im Zentrum des Beitrags von Wolfgang PETZ (*Die bürgerliche Öffentlichkeit der Spätaufklärung in Allgäuer Reichsstädten. Medien, kommunikative Netzwerke und Sozietäten*, S. 317–356) stehen, werden im Raumkonzept der Herausgeber ebenfalls für Oberschwaben reklamiert.

Andererseits befremdet bei einem Werk, das im Auftrag der „Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur“ sowie des Landkreises Ravensburg regional ausgerichtet sein sollte, die räumliche Vereinnahmung der Weltgeschichte des (ausgehenden) 18. Jahrhunderts. Zwanzig Autoren versuchten sich deshalb an der anspruchsvollen Aufgabe, den Mainstream europäischer Aufklärung auf kleinräumige Strukturen zu übertragen. Dabei ist insbesondere in den Beiträgen von Erich FRANZ (*Die klassizistischen Bauten von Pierre Michel d'Ixnard in Oberschwaben. Französischer Import und regionale Anverwandlung*, S. 133–146), Angelika KAUFFMANN (*Von Oberschwaben in die Welt*, S. 169–190) und Manfred WEITLAUFF (*Ignaz Heinrich von Wessenberg. Sein reformerisches Wirken im Bistum Konstanz und seine Vorschläge für eine gesamtdeutsche Lösung der katholischen Kirchenfrage auf dem Wiener Kongress [1814/15]*, S. 261–284) gelungen, grenzüberschreitende Netzwerke bereits im Titel zu manifestieren.

Sicher würde es zu kurz greifen, die große Welt der Aufklärung im regionalen Zuschnitt ausschließlich über die Titelei zu suchen. So ist es dem 2017 viel zu früh verstorbe-

nen Berner Historiker und langjährigen Vorsitzender der genannten Gesellschaft, Peter BLICKLE (Wieland trifft Rousseau. Politische Aufklärungsphilosophie aus der Erfahrung Oberdeutschlands, S. 19–32), gelungen, die allerdings seit 1772 in Weimar wohnende oberschwäbische Leitfigur der Aufklärung, Christoph Martin Wieland (1733–1813), am werkimmanenten Erfahrungsaustausch mit Jean-Jacques Rousseau (1712–1778) in ausgewählten Werken zu messen und zu bewerten. Beispielhaft wurden, um Kultur- und Gesellschaftstransfers zu verdeutlichen und zu vergleichen, die Abderiten (1774 bis 1780 in Fortsetzungen erschienen) und der *Contrat Social* (1762) gewählt. Ähnliches trifft auch für die primär kunsthistorischen ausgerichteten Beiträge des Bandes zu. Wolfgang AUGUSTYN (Januarius Zick. Ein Maler im Zeitalter der Aufklärung in Oberschwaben, S. 147–168) stellt das Wirken des in München geborenen und Ehrenbreitstein gestorbenen Malers und Architekten Januarius Zick (1730–1797) in den Mittelpunkt seiner Ausführungen. Mit Oberschwaben verband Zick zunächst eine „Maurerlehre“ in Schussenried in den Jahren 1745 bis 1749. Wichtiger für das Thema importierter Aufklärung war Zicks späteres Kunstverständnis nach seinen Pariser Jahren mit den Avantgardisten Jean-Baptiste Greuze und François Boucher. Die Ausmalung der oberschwäbischen Kloster- und Pfarrkirchen in Wiblingen, Zell bei Riedlingen und Elchingen zeugt davon.

Inhaltlich gliedert sich der Band, der auf eine Tagung in Ravensburg im November des Jahres 2012 (vier Jahre Abstand bis zur Drucklegung) mit dem Titel „Zwischen Wien, Weimar und Paris – das Zeitalter der Aufklärung in Oberschwaben“ zurückgeht, in die Makrobereiche „Philosophie, Literatur und Bibliotheken“ (1) mit den Beiträgen von Peter Blickle, Andrea Riotte, Katja Schneider, Magda Fischer und Franz Schwarzbauer, „Kunst und Musik“ (2) mit den Autoren Erich Franz, Wolfgang Augustyn, Bettina Baumgärtel und Michael Gerhard Kaufmann, „Kirche und Pädagogik“ (3) mit den Beitragern Edwin Ernst Weber, Dietmar Schiersner, Manfred Weitlauff und Thomas Wiedenhorn, „Reichsstädte“ (4) – warum hat man hier die zahlreichen Residenzstädte nicht zugeordnet? – mit den Verfassern Simon Palaoro, Wolfgang Petz und Barbara Rajkay und schließlich „Territorien“ (5) mit Brigitte Mazohl, Eberhard Fritz und Esteban Mauerer. Mit Blick auf die ausgreifende räumliche Zuordnung des interdisziplinär eruierten Aufklärungsgeschehens in Oberschwaben wäre es vielleicht besser gewesen, den ursprünglichen Tagungstitel beizubehalten. Sieht man auf die eben vorgestellte feinmaschige Gliederung erscheint der Klappentext des Buches seine volle Berechtigung zu haben. Der Werbetext kann durchaus als vage formuliertes Understatement verstanden werden: „Oberschwaben – für viele ist das eine in besonderer Weise vom Barock und von katholischer Frömmigkeit geprägte Landschaft. Der Band bietet ein Panoptikum der oberschwäbischen Welt des 18. Jahrhunderts im Umbruch, zwischen Aufklärung, rationalistischen Wertvorstellungen und Nützlichkeitsdenken des Zeitalters.“

Wählen wir abschließend aus den noch nicht näher vorgestellten Makrobereichen exemplarisch je einen Beitrag, um die Tragweite aufklärerischen Agierens vor Ort zu klären. Sie stehen als *partes pro toto* für den durch ein Orts- und Personenregister gut erschlossenen und durch namhafte Zuschüsse der Förder- und Stiftungsträger – insbesondere der Fritz Thyssen Stiftung für die Tagung und der Stiftung Oberschwaben für die Publikation – reich ausgestatteten Tagungsband. Für das Bibliothekswesen geht Magda FISCHER

(Aufklärungstendenzen in oberschwäbischen Klosterbibliotheken, S. 89–112) der Frage nach, inwiefern die von ihr näher untersuchten, teilweise exzellent bestückten Kloster- und Stiftsbibliotheken am Vorabend der Säkularisation als Aufklärungsbibliotheken bezeichnet werden können. Im Ergebnis vermisst man in den Buchbeständen auf das Ganze gesehen eine systematische und flächendeckende Sammlung aufklärerischer Literatur, obwohl einzelne Konvente eine ausgesprochene Affinität zu den Vordenkern und Protagonisten europäischer Aufklärung entwickelten. Unbeantwortet bleibt die Frage, wie man mit den kirchenrechtlich indizierten *libri prohibiti* verfuhr. Polemisch überzogen dürfte aber die abwertende Bemerkung des evangelischen Theologen Johann Ferdinand Gaum (1738–1814) verstanden werden, der in seiner Streitschrift über das süddeutsche Mönchswesen behauptete: Die Benediktinerabtei Weingarten sei *den Alten sehr ergeben*, und man kenne *keine Bücher, auf deren Titelblättern etwas von Berlin, Leipzig oder Halle* [als den Zentren der Aufklärung] *vorkommt* (S. 93).

Prüfen wir abschließend den vorgegebenen Aufklärungsbefund an drei städtischen, dynastischen und territorialen Beispielen. Simon PALAORO (Politische Aufklärung in der Reichsstadt. Republikanismus, Gewaltenteilung und Aufklärungsgesellschaften in Ulm im späten 18. Jahrhundert, S. 297–316) misst für die Jahrzehnte vor der Mediatisierung Aufklärung in der schwäbischen Reichsstadt Ulm – auch Ulm ist übrigens für Oberschwaben eine Grenzstadt – als Reformimpetus seiner Bürgerschaft. Die „Bürgerprozesse“ der Jahre 1794 bis 1802 dokumentieren die republikanisch ausgerichtete Rezeption der Französischen Revolution, die in ihrer gesellschaftlich egalisierenden Form die Zünfte zu einer Fundamentalkritik am städtischen Verfassungssystem und der „gottgegebenen Obrigkeit“ veranlasste. Wenn Aufklärung gemäß dem berühmten Diktum Kants reduziert wird auf die Befreiung „aus einer selbstverschuldeten Unmündigkeit“ dann kann man die in anderen Reichsstädten (z. B. Nürnberg) zu beobachtenden Zunftaufstände als späte Form der Aufklärung interpretieren. Spät ist sie jedenfalls in Ulm angekommen, wenn der protestantische Aufklärungsreisende Friedrich Nicolai über die protestantische Stadt Ulm noch 1781 berichtet: *Der Unterschied zwischen Patriciern und Bürgern, zwischen Ratsherren und Bürgern ist, bey allen Vorfällen des Lebens, in dieser Republik sehr einschneidend* (S. 299).

Eberhard FRITZ (Das Haus Württemberg im Zeitalter der Aufklärung, S. 399–416) stellt in das Zentrum seiner Untersuchung eine differenzierte Neubewertung des Regierungsstils unter Herzog Carl Eugen von Württemberg (1728–1793), der als zwölfter Landesherzog seit 1744 politisches Oberhaupt in Oberschwaben war. Der Herzog war in seinen späten Regierungsjahren sicher ein aufgeklärter Monarch. Er wandte sich der Agrarwissenschaft, der Kulturförderung und der Pädagogik zu. Auf die Gründung einer „Académie des arts“ im Juni 1761 in Stuttgart folgte 1765 in Ludwigsburg – dort befand sich der Herzogshof – auf seine Initiative die öffentliche Bibliothek, die heutige Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, für deren Bestandsaufbau er beträchtliche Summen ausgab. 1767 installierte er sich selbst als *rector perpetuus* der Tübinger Landesuniversität Eberhardina. Die ließ er bald in Eberhardo-Carolina umbenennen ließ, womit er sich nach dem Gründer, Graf Eberhard im Bart (1445–1496) als zweiter Universitätsgründer installierte. Der Herzog nahm das Rektorenamt bis zu seinem Tod 1793 wahr.

Esteban MAUERER (*Die große Revolution. Bayerns Expansion nach Ostschwaben, 1802 bis 1808*, S. 417–447) konzentriert sich unter Auswertung dichter, aber keinesfalls vollständiger und kaum oberschwäbischer Forschungsliteratur auf die expansiven Maßnahmen im Westen Bayerns unter dem „Radikalaufklärer“ Maximilian Graf von Montgelas (1759–1838). Der Autor bedient als zentrale Felder den Militärdienst und die Religionspolitik des frühen 19. Jahrhunderts. Die Integration Neubayerischer Gebiete westlich der Iller entlang alter Salzhandelswege konnte kaum unter Zwang gelingen, sondern brauchte Zeit, die weit über die Aufklärungsepoche in ihrer zeitlich weitgehenden Fassung hinausging. War es oberschwäbisch und die Furcht vor Aufklärung, wenn der Pfarrer Magnus Scharpf aus Thalhofen im bayerischen Landkreis Ostallgäu 1802 von der Kanzel posaunte: *Wir sind also bayerisch – Gott Gnade uns allen?* Dieser aus dem Kontext gerissene Satz war wohl für die Integrationsschwierigkeiten Oberschwabens peripher, da die tatsächlichen Probleme im katholischen Teil Oberschwabens eher an der Arroganz zahlreich zwangsversetzter, protestantisch-pietistischer Pfarrer altwürttembergischer Provenienz als an den Folgen bayerischen Inselfbesitzes festzumachen sind.

Insgesamt entstand ein sehr lesenswerter, gut gegliederter und reich ausgestatteter Band, dessen Zielrichtung weniger darin lag, empirische Neuforschung zu präsentieren, als die Aufklärungsära in einem räumlich nicht überzeugend definierten Oberschwaben zu konkretisieren. Wenn dabei barocke Welten als Gegenpol – verblasst und binär – zur Aufklärung verstanden wurden, legt man die großen Kontinuitäten der frühen Neuzeit vorschnell zur Seite.

Wolfgang Wüst

Christine THUMM, *Erzählen und Überzeugen. Rhetorischer Impetus protestantischer Literatur bei Kaspar Goldtwurm (1524–1559) im Zeitalter der Konfessionalisierung (Gratia 65)* Wiesbaden 2020, XII + 398 S., 7 sw. Abb., ISBN 978-3-447-11449-3, € 84.

Nicht erst seit dem Reformationsjubiläum 2017 ist die protestantische Literatur des 16. Jahrhunderts mit ihren spezifischen Produktions- und Rezeptionsbedingungen wieder verstärkt ins Blickfeld der Forschung gerückt. Dabei wurden nicht nur die veränderten Bedingungen durch den Buchdruck medienhistorisch beschrieben, sondern auch die kommunikationshistorischen Leistungen der Reformatoren – allen voran Luthers und Melanchthons – ausgelotet und gewürdigt. Hier schließt die germanistische Tübinger Dissertation Christine Thumms an (angenommen im Wintersemester 2018/19). Sie widmet sich dem Weilburger Hofprediger und Superintendenten Kaspar Goldtwurm und seinem lutherisch ausgerichteten Schrifttum, das dem Bereich pastoraler Praxis zugerechnet werden kann. Dezidiert fragt sie nach der spezifischen Verknüpfung von Protestantismus und Rhetorik, genauer: nach den rhetorischen Strategien, die für das „Erzählen und Überzeugen“ – so der Titel der Studie – nutzbar gemacht werden. Thumm fragt danach, inwiefern die Rhetorik allgemein als „großer sozialer Bewegungsmotor“ (S. 1) abseits von Galionsfiguren wie Luther und Melanchthon beschrieben werden kann und wie sich die „praktische(n) rhetorische(n) Anstrengungen des Protestantismus“ (S. 1) speziell am Beispiel Goldtwurms

ausnehmen. Goldtwurm eignet sich aus zweierlei Gründen für ein solches Unterfangen: Zum einen besteht sein Œuvre aus verschiedenen „Gattungen“, die Thumm als „Rhetorik und Predigtlehre“, „Bibelauslegung“, „Kalenderliteratur“ sowie „Prodigienliteratur und Prognostik“ bezeichnet (zur Problematik dieser Einstufung vgl. S. 47, 286). Zum anderen lassen sich innerhalb von Goldtwurms Schrifttum Transferleistungen reformatorischer Lehre beobachten, die Ausweis einer eigenständigen (Weiter-)Entwicklung von Glaubensgrundsätzen und deren Vermittlungsstrategien sind. Die Rhetorik soll Thumms Analyse als heuristisches Arbeitsinstrument dienen, um protestantisches Schrifttum in seiner Machtart und Wirkmächtigkeit adäquat beschreiben zu können. Wie rhetorische Strategien des Glaubhaftmachens und Überzeugens, deren Stellenwert für die Zeit der Reformation und beginnenden Konfessionalisierung kaum überschätzt werden kann, sich mit spezifischen narrativen Techniken verbindet, arbeitet Thumm sorgfältig und gewissenhaft heraus.

Die Arbeit gliedert sich in drei Teile: Während Teil A (S. 1–30) zunächst einen Forschungsüberblick bietet und sich den daraus ergebenden Forschungslücken, den abgeleiteten Thesen sowie dem Vorgehen widmet, wobei – gewissermaßen überleitend zum Hauptteil – Informationen zu Autor und Werk gegeben werden, erschließt der gewichtige Teil B (S. 31–282) ausführlich die gedruckten Werke Goldtwurms. Teil C (S. 283–321) fragt schließlich nach der rhetorischen Funktionalisierung der narrativen Ausgestaltung in Goldtwurms Œuvre; hier findet sich auch ein (eigentlich übergeordnetes) kurzes Fazit (S. 312–321). Den Band beschließt ein umfangreicher Anhang, der ein Werke- (S. 325–331), ein Siglenverzeichnis (S. 332 f.), Abkürzungen, Quellen und Forschungsliteratur (S. 334–370) sowie einen Index (S. 371–398) bietet. Systematisch verfolgt Thumm ihr Ziel, nämlich aus rhetorikhistorischer Perspektive „einen Beitrag zur Kommunikationsgeschichte der Reformation“ zu leisten (S. 1). Strukturiert wird dieses Vorgehen durch die acht Werke selbst (Übersicht der *editiones principes* auf S. 30), die Thumm den oben genannten „Gattungen“ zuordnet. Vorwiegend werkimmanent, freilich unter Einbeziehung historischer Kontexte sowie vor allem in Bezugnahme auf und Abgrenzung zu den Schriften Luthers und Melanchthons arbeitet Thumm die Eigenleistung der Werke heraus. Dabei gelingt es ihr, das praktisch ausgerichtete Interesse Goldtwurms an der rhetorischen Tradition nachzuweisen.

Für die *Schemata rhetorica* (1545) kann Thumm zeigen – dies nicht zuletzt auf Grundlage eigener Vorarbeiten (Knappe/Thumm 2014) –, dass die theoretische Fundierung überwiegend auf Melanchthons Verständnis einer texthermeneutisch ausgerichteten Rhetorik fußt, wobei das Deutsche im Duktus der sogenannten Luthersprache „als vorbildhafte Sprachgestaltung“ (S. 44) dient. Aufbau und Gliederung der *Schemata* fügen sich diesen Darstellungszwecken und -modi. Sodann hebt Thumm die Zweckbestimmung hervor, die bereits hier als für alle weiteren Werke Goldtwurms ausgewiesen wird, nämlich „Anschaulichkeit und Evidenzerzeugung zur gleichzeitigen Stimulierung von Ratio und Affekt“, wobei der „Imitatio-Gedanke“ (S. 45) einen ausgeprägten Exempelgebrauch bedingt. Hinzu treten eine verstärkte Verwendung autoritativer Belege, die das Gesagte verifizieren und legitimieren, sowie eine energisch vorgetragene Abgrenzung von *fabulae*. All dies sind konventionelle Elemente des Glaubhaftmachens und Überzeugens, die nunmehr im Dienst der „neuen“ Lehre stehen.

Mit den drei Werken, die der Bibelauslegung bzw. konkret der Auslegung des Alten Testaments zugerechnet werden – *Historia* von Joseph (1551), *Genesis-Auslegung* (1552) und *Biblische Chronica* (1558) – schlägt Thumm den Bogen zum biblischen Prätext und seiner dezidiert lutherischen Lesart im Sinne eines „richtigen“ Verständnisses und einer daraus resultierenden ebenso „richtigen“ praktischen Handlungsanweisung. Auch bei diesen Schriften standen Luther und Melancthon Pate, doch zeigt Thumm wiederum die Goldtwurm'sche Aneignung des Wissens, die im „literarisch-erbaulichen Anwendungsbereich“ (S. 48) augenfällig wird. Freilich muss sich der Leser zu den konkreten Beispielen bei Goldtwurm erst vorarbeiten; ausführlich beschreibt Thumm zunächst Melancthons Rhetorik- und Exegese-Verständnis, das in dessen Predigtlehre eingeht (S. 49–63) und das sie nochmals auf die Schemata rhetorica bezieht. Ganz ähnlich verfährt Thumm dann in Bezug auf Sprachideal und Redeverständnis Luthers für das Goldtwurm'sche Vorgehen (S. 63–71). Sie kann zeigen, wie Goldtwurm die theoretischen Vorgaben Melancthons und das Predigtverständnis Luthers in die Praxis überführt und mit seinen Texten somit gewissermaßen das ausführt, was als Anleitung der „großen Reformatoren“ vorliegt. Es ist vor allem die *consolatio* als Ziel der Predigt, die bei Goldtwurm breiten Raum einnimmt – dies überrascht in Zeiten des Interims nicht, das mithin Unsicherheit und Verfolgung bedeutet. Nicht zuletzt wird die „neue“ Lehre mit ihrer spezifischen Anbindung an das Alte Testament (das typologisch immer schon mit Christus verbunden und recht eigentlich christozentrisch ist) als rechthgläubig ausgewiesen und ebenso selbstbestätigend wie distinktiv herausgestellt. Exempla, die stets mit der Gegenwart parallelisiert werden, bürgen anschaulich dafür.

Zum Bereich der „Kalenderliteratur“ zählt Thumm das *Calendarium historicum* (1553) sowie den Kirchenkalender (1559); ersteres erhielt eine zweite, erweiterte Auflage. Ob die jeweils vorgeschaltete, wenngleich informative, Geschichte des Kalenders und der Kalenderliteratur bzw. die Geschichte hagiographischer und martyrologischer Literatur an dieser Stelle notwendig ist, sei dahingestellt. Genügt hätte vielleicht auch die punktuelle Hinzuziehung der Referenztexte. Die lutherisch ausgerichteten Heiligenkalender legen beredt Zeugnis ab über das Heiligkeitsverständnis des Protestantismus, das in (Welt-)Geschichte eingebunden ist, und zeigen für Goldtwurm im Besonderen den moraldidaktischen Impetus des dargebotenen Materials. Die historischen Exempla dienen gleichsam der Belehrung wie der Tröstung. Die Chronologie lässt eine Kontinuität der „wahren“ Lehre erkennen, die gemeinschaftsstiftend und glaubensstärkend ist. Auch zeigt sich, dass mit den Kalendarien durch die Beigabe von Registern ein „Medium der Wissensvermittlung“ (S. 155) vorliegt, das auf Übersichtlichkeit und Einprägsamkeit zielt. Thumm bringt es auf die Formel „Lesen – wissen – erkennen – handeln“ (S. 171). Im letzten Teil des Kapitels B beschließt Thumm ihre Werkanalysen mit dem *Wunderwerk* (1557) und *Prognosticon* (1558). Zeigen kann sie, dass Goldtwurms Ausrichtung auf die durch Exempla fundierte Wahrheit der „neuen“ Lehre auch im „Konnex von Voraussage und historischer Erfüllung“ (S. 282) greifbar wird, und dies auch hier mit dem doppelten Ziel des Trostes und der Besserung. Nicht zuletzt bedienen die Werke damit auch den Wunsch nach „geistlicher Stabilisierung und Ordnung in einer als unsicher empfundenen Welt“ (S. 294).

Die umfassende Beschreibung und Analyse des Goldtwurm'schen Œuvres mündet in Teil C, der das rhetorische Potential des Erzählens nunmehr als einer genuin literaturwissenschaftlichen Fragestellung für die Interpretation der Texte fruchtbar macht. „Erzählung“ definiert Thumm dabei in ihrer basalen Form „als mündlich oder schriftlich vermittelte Handlungen von Akteuren, von Ereignissen oder Gegebenheiten, die in Zeit und Raum verankert und ‚geschehen‘ sind“ (S. 283). Die „überraschende Gattungsvielfalt“ (S. 283) sei Indiz für eine breit angelegte Wirkabsicht. Dafür habe Goldtwurm die reformatorische Trias der Predigt (*doctrina*, *adhortatio* und *consolatio*) auf sein gesamtes erzählerisches Schaffen übertragen. Die Erzählung ist damit nie Selbstzweck; ganz im Sinne der Rhetorik will sie belehren und bewegen, um zu überzeugen. Eng verwoben ist die Rhetorik dabei mit der Dialektik, die zur Erhellung der jeweiligen Themen und Sachverhalte beiträgt. Exzessiv nutzt Goldtwurm die Technik der *compilatio*, mit Hilfe derer je neue Werke entstehen; die gewählten Erzählinhalte werden allesamt als *historia* bewertet und sind demgemäß „wahr“ – dies in Abgrenzung zur „Lügende“ der Altgläubigen. Aus den vorangegangenen Werkanalysen abstrahiert Thumm schließlich vier Ziele des Goldtwurm'schen Erzählens: Didaxe (Belehrung und Wissensvermittlung), Paränese (Besserung), Erbauung (Trost) und Identitätsstiftung (wir – die anderen). Angesprochen sind damit Ziele, die sich in je individueller Schwerpunktsetzung für das Gros protestantischen Schrifttums der Reformationszeit und des sogenannten konfessionellen Zeitalters ausmachen lassen; in der Mikroperspektive auf Goldtwurm und für die Zeit des Interims erhalten sie konkrete Konturen. Das Vorgehen Goldtwurms bewertet Thumm resümierend als „Balanceakt zwischen sozialverträglichen rhetorisch-persuasiven und grenzwertigen manipulativ-propagandistischen Elementen“ (S. 303). Angesichts dieser Befunde mag es überraschen, dass Goldtwurm nicht selbst eine Predigtsammlung verfasst hat.

Thumm hat eine klar strukturierte, detailliert ausgearbeitete Monographie vorgelegt. Ein wenig irritierend ist die im Anhang kumulierte Zusammenstellung von Abkürzungen, Quellen und Sekundärliteratur. Hier hätte man sich aus Gründen der Übersichtlichkeit vor allem für die Quellen eine separate Auflistung gewünscht. Auch weist die Arbeit an einigen Stellen Redundanzen auf, die durch eine Straffung des Dargebotenen leicht zu vermeiden gewesen wären. Vor allem aber bleibt, der Verfasserin für ihre Akribie zu danken, mit der sie die Bedeutsamkeit des pragmatisch ausgerichteten Schrifttums vermeintlich „kleine(r) und unscheinbare(r) Theologe(n)“ wie Goldtwurm (S. 9) für den Erfolg reformatorischer und konfessioneller Agitation und dessen intellektueller und methodischer Grundlegung überzeugend herausgearbeitet hat.

Julia Gold

Heinz SCHILLING, *Karl V. Der Kaiser, dem die Welt zerbrach*, München ³2020, 457 S., 3 Karten, 40 Abb., ISBN 978-3-406-74899-8, € 29,95; Geoffrey PARKER, *Der Kaiser. Die vielen Gesichter Karls V.*, Darmstadt 2020, 879 S., 45 Abb., ISBN 978-3-8062-4008-5, € 50.

Rund um das Jahr 2000, es wurde europaweit des 500. Geburtstags des Kaisers gedacht, erschien eine Vielzahl an Monographien, Sammelbänden und Ausstellungskatalogen zu Karl V.¹ Als Standardbiographie zum mächtigen Habsburger Kaiser hat sich im deutschsprachigen Raum das gehaltvolle und gut lesbare Werk des Wiener Neuzeithistorikers Alfred Kohler etabliert.² 20 Jahre nach diesem Gedenkjahr sind weitere sehr umfangreiche Biographien über den Kaiser von zwei der führenden Frühneuzeithistoriker erschienen: von Heinz Schilling und Geoffrey Parker. Beide Historiker waren schon in dem von Hugo Soly im Jahr 2000 herausgegebenen Prachtband zu Karl V. mit gewichtigen Beiträgen vertreten.³ Werfen wir zunächst einen Blick auf die umfassende Studie von Schilling, wohl der beste Kenner der Reformationsepoche des Heiligen Römischen Reiches der deutschen Nation. Die Motivation des Berliner Neuzeithistorikers und Luther-Biographen⁴ war es, eine Studie zu Karl V. als Gegenspieler des Reformators zu schreiben. „Mit ihrem Willen, Europa oder die Christenheit nach ihren je eigenen geistigen Prinzipien neu zu gestalten, waren der Reformator und der Kaiser die eigentlichen Gegenspieler des Zeitalters“, so Schilling (S. 395). Heinz Schilling hat eine routinierte, gelehrte und sehr gut zu lesende Biographie des Kaisers vorgelegt. Im ersten Kapitel erklärt Schilling sehr ausführlich das burgundische Umfeld des Habsburgers, im zweiten Kapitel die spanische Herrschaftsübernahme, im dritten Kapitel die Königswahl, im vierten Kapitel die Konfrontation Karls mit Luther und der Reformation. Das fünfte Kapitel widmet sich der Feindschaft mit Frankreich und den Kriegszügen in Italien. Das folgende Kapitel hat das familiäre und private Umfeld des Kaisers und Königs von Spanien zum Inhalt. In Kapitel 7 geht es um die Kaiserkrönung in Bologna – Karl V. war ja der letzte vom Papst gekrönte Kaiser in der Geschichte –, und um den folgenschweren Reichstag in Augsburg 1530. Kapitel 8 thematisiert den Kreuzfahrer Karl mit seinen Expeditionen nach Tunis (1535) und Algier (1541), Kapitel 9 die neu entdeckten Länder jenseits des Atlantiks und Karls Maßnahmen für Amerika. Mit einem Kapitel über den Schmalkaldischen Krieg und dem sogenannten Geharnischten Reichstag von Augsburg kommt Schilling wiederum ins Reich zurück. Die Reichstadt Augsburg war in der Zeit Karls V. mehrmals der Ort folgenschwerer Ereignisse und Entscheidungen. 1530 übergaben protestantische Reichsstände im Kapitelsaal der bischöflichen Residenz dem Kaiser die von Melanchthon ausgearbeitete *Confessio Augustana*, die „theologisch-kirchenrechtliche Grundlage des Luthertums“ (S. 225).

¹ Vgl. dazu folgende Sammelbesprechungen: Robert REBITSCH, *Neue Literatur zu Kaiser Karl V. (1500–1558)*, in: *Innsbrucker Historische Studien* 22 (2000) S. 293–308, und Johannes ARNDT, *Universalmonarchie, Dynastiegedanke und Staatsfinanzierung*, in: *ZHF* 31 (2004) S. 579–591.

² Alfred KOHLER, *Karl V. 1500–1558. Eine Biographie*, München 1999, bereits in 3. Auflage und in einer Taschenbuchausgabe erschienen.

³ Hugo SOLY (Hg.), *Karl V. 1500–1558 und seine Zeit*, Köln 2000.

⁴ Heinz SCHILLING, *Martin Luther. Rebell in einer Zeit des Umbruchs. Eine Biographie*, München 2012 (⁴2017).

1546/47 erließ Karl am Reichstag das sogenannte Augsburger Interim, mit dem er seine religionspolitischen Vorstellungen durchsetzen wollte. Er scheiterte fulminant. 1550/51 war dem Kaiser während des Reichstages wiederum kein Erfolg beschieden. Er konnte bei den Kurfürsten die Nominierung seines Sohnes Philipp als römisch-deutscher König nicht durchsetzen. In Augsburg, wo sich die ganze Familie traf, kam es auch zu schweren Zerwürfnissen ob dieser „spanischen Sukzession“. Den bekannten Reichstag zu Augsburg im Jahre 1555, der den Augsburger Religionsfrieden mit sich brachte, leitete sein Bruder Ferdinand I. Karl V. war dabei der große Abwesende. In Kapitel 11 geht der Autor auf den Tiefpunkt in Karls Karriere ein: 1552 wurde der Kaiser von einer Fürstenopposition rund um Moritz von Sachsen aus Innsbruck vertrieben und gedemütigt. Kapitel 12 hat den Rückzug Karls und seine Abdankung als Kaiser zum Inhalt. Auch hier hat Karl V. ein Alleinstellungsmerkmal inne. Er war der einzige Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, der abdankte und sich in ein Kloster zurückzog. Seine letzten Monate in San Jerónimo de Yuste, einem Hieronymiten-Kloster, beschreibt Kapitel 13. In den Unterkapiteln seines Buches geht Schilling immer wieder auf die Persönlichkeit des Habsburgers sowie auf Strukturen seiner Herrschaften, auf das kulturelle Umfeld, auf machtpolitische, wirtschaftliche und konfessionelle Rahmenbedingungen wie auch auf Konzepte und Ideen im Umfeld des Kaisers ein. So beschreibt Schilling die Idee der Universalmonarchie, der *monarchia universalis*, die maßgeblich von seinem Großkanzler Gattinara geprägt wurde, wesentlich exakter und verständlicher als Parker dies tut (S. 138–145). Nach dieser aus dem Mittelalter stammenden Idee sollte der Kaiser der höchste aller Fürsten und der oberste Richter der Christenheit sein. War das universelle Kaiserkonzept für Karl ein an die neuen Herausforderungen angepasstes Einheits- und Friedenskonzept, so war es für seine Gegner freilich ein inakzeptabler Anachronismus.

Der gebürtige Brite und nunmehrige US-Staatsbürger Geoffrey Parker ist einer der weltweit bekanntesten und renommiertesten Frühneuzeithistoriker, dessen Forschungsschwerpunkte im 16. und 17. Jahrhundert liegen. Seine ausgiebigen Forschungen zur spanischen, niederländischen, gesamteuropäischen und auch globalen Geschichte finden sich in seiner Biographie zum Weltkaiser wieder, wie man in einem über vierzig Seiten langen „Hinweis zu den Quellen“ (S. 670–715) sieht. In diesem beeindruckenden Forschungsteil des Buches dokumentiert der sprachenversierte Quellenforscher, der er zeitlebens war, gegenständliche Quellen und Quelleneditionen zu Karl V. sowie Archive, in denen man relevante Bestände zu Karl V. findet. Parkers Biographie lebt, im Gegensatz zu Schillings Studie, geradezu von neuentdeckten oder wiederentdeckten schriftlichen Quellen, die Parker satzweise bis absatzweise in den Text einbaut. Durch diese authentischen Textteile des Kaisers selbst und seiner Zeitgenossen entsteht zwar ein sehr lebensnahes Bild des Dargestellten mit durchwegs neuen Facetten und sehr vielen persönlichen Details. So kann der Frühneuzeithistoriker auf den Entwurf eines Schreibens Karls aus dem Jahr 1527 verweisen, das nahelegt, dass Karl den Sacco di Roma und auch die Gefangennahme des Papstes Clemens VII. geplant hat (S. 221), was jedoch später vom kaiserlichen Hof bestritten wurde. Allerdings erleichtert die durchgehende wortwörtliche Zitierung umfassender Quellentexte nicht gerade die Lesbarkeit des Buches. Ist Schillings Werk (wie auch Kohlers Biographie) eindeutig für ein breiteres Lesepublikum geschrieben, so lässt sich das

für Parkers Karl V. nicht so leicht festlegen. Das Buch ist zwar eindeutig ereignisgeschichtlich und ohne aufwendige theoretische Reflexion zum Forschungsthema geschrieben, die umfassende „Chronologie“ (S. 643–662), der Quellenteil und der Stil des Buches zielen eher auf eine Fachleserschaft ab. Ohne Zweifel ist diese Biographie aber eines: sehr informativ. Akribisch folgt Parker dem Lebensweg des Kaisers, nur in einigen Ausnahmen, wie zum Beispiel im Kapitel „Die Zähmung Amerikas“ (S. 413–450), verlässt er den Weg der Chronologie und beschreibt mit einer profunden Detailkenntnis die Ereignisse in der neuen Welt zur Zeit Karls und dessen Maßnahmen für Amerika. Zu Ende der einzelnen Teile fasst der Autor die Erkenntnisse zur Person des Habsburgers in verschiedenen Porträts zusammen: So zeichnet er das Porträt des Kaisers als junger Mann, als Renaissancefürst, als Kaiser in seinen besten Jahren, um dann eine Bilanz seiner Herrschaft zu ziehen. In diesen abschließenden Kapiteln greift Parker auch moderne thematische Ansätze auf: höfische Kommunikation, Entscheidungsfindung, Familiengeschichte, der Kaiser als „Charmeur“ oder Einblicke zur „Herrschaftsrepräsentation“. Zudem stellt uns der Militärhistoriker Parker Karl V. als Kriegsherrn vor (S. 462–464), ein Aspekt, der zwar immer wieder nebenbei erwähnt, jedoch kaum systematisch analysiert worden ist, sehen wir von der Monographie James D. Tracys ab, der die Strategie und Finanzpolitik Karls in den Fokus genommen hat.⁵ Durch die zahlreichen persönlichen Details, die uns Parker präsentiert, wird Karl V. – wie es der deutsche Titel verrät – zum Kaiser mit den vielen Gesichtern. Mit diesem Ansatz schreibt Parker tatsächlich eine Biographie und keine Reichsgeschichte mit persönlicher Beteiligung des Kaisers. Das bringt es mit sich, dass die Ereignisse im Heiligen Römischen Reich und auch die Vorkommnisse im süddeutschen Raum nur insoweit geschildert werden, wie eben der Kaiser darin direkt involviert war. Der Bauernkrieg von 1525 zum Beispiel, der ja ganz Schwaben mitgenommen hat, kommt nur in wenigen Sätzen zur Sprache, ausführlicher hingegen werden der Schmalkaldische Krieg und die von Karl besuchten Reichstage (wie auch jene in Augsburg) behandelt.

Zieht man Bilanz, so war Karl V. für Schilling ein Kaiser – auch hier verrät der Titel des Buches schon das Programm –, dem die Welt zerbrach: Er wollte Bewahrer der christlichen Einheit sein. Das gelang ihm nicht, die für ihn „allein heilige, katholische und apostolische Kirche war zu einer Partikularkirche geworden“ (S. 11). Auch seine Idee der *monarchia universalis*, eine Friedensordnung für Europa, ließ sich nicht umsetzen. Das Vordringen des Islam nach Europa konnte er ebenso nicht aufhalten. Parker differenziert in seinen Schlussbetrachtungen nach Herrschaftsbereichen und sieht die Bemühungen Karls als eine globale Schachpartie (S. 616–619). Während sich im Heiligen Römischen Reich die Reformation immer mehr ausdehnte, sprich die Vorstellungen des Kaisers nicht umgesetzt werden konnten, konsultierte sich die spanische Macht in Italien. Das Herzogtum Mailand fiel an seinen Sohn Philipp. Die Bilanz des Kaisers, der mit einer militärischen, religiösen und administrativen Revolution, mit einer Epoche des Umbruchs, konfrontiert war (S. 599–604), ist damit durchwachsen. Beide Historiker vergessen eben-

⁵ James D. TRACY, *Emperor Charles V, Impresario of War. Campaign Strategy, International Finance, and Domestic Politics*, Cambridge 2002.

so nicht die problematischen Seiten des Kaisers zu erwähnen, den unfeinen Umgang mit seiner Mutter und die zum Teil rücksichts-, ja gefühllose dynastiepolitische Instrumentalisierung seiner weiblichen Familienmitglieder, wie zum Beispiel die Eheschließung seiner erst elfjährigen Nichte Christina mit dem fast 40-jährigen Herzog Francesco II. Sforza, in deren Ehevertrag noch dazu der sofortige Vollzug der Ehe vorgesehen war (auf dieses Beispiel geht Parker ausführlich ein, S. 273 f.). Beide Biographien sind mehr als lesenswert. Will man sich einen umfassenden Überblick über den Kaiser verschaffen, kann Schillings Buch empfohlen werden. Will man mehr Details auch zum Forschungsstand und zur Quellenlage erfahren, sollte man zu Parkers Werk greifen, das vom Verlag zudem mit vielen schönen Farbabbildungen ausgestattet wurde, das aber auch einen stolzen Preis hat.

Robert Rebitsch

Anton AUBELE, Kloster Elchingen. Die Benediktinerreichsabtei Elchingen vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Säkularisation 1648–1802/03, Weissenhorn 2020, 450 S., 105 farb., zahlr. sw. Abb., ISBN 978-3-87437-582-5, € 49,80.

Wer sich bisher über das unweit von Ulm gelegene Kloster Elchingen solide informieren wollte, griff in der Regel zur Darstellung Daniel Drasceks in der *Germania Benedictina* (2014) oder zu den Abschnitten im *Historischen Atlas Neu-Ulm* aus der Feder Sarah Hadrys (2011). Nun liegt mit Anton Aubeles gedruckter Stuttgarter Doktorarbeit ein klassisch gegliedertes Standardwerk zur letzten Epoche des im 12. Jahrhundert gegründeten Klosters vor, das zunächst die neun regierenden Äbte, hierauf – unter dem Stichwort „Spiritualien“ – Konvent, Klosterämter und monastisches Leben, dann die wirtschaftliche und rechtliche Situation („Temporalien“) und zuletzt in einem eigenen Kapitel die Folgen der Säkularisation behandelt, in deren Zuge auch die Konvent- und Ökonomiegebäude zerstört wurden (neben diversen Abbildungen kann vor allem das von P. Ulrich Baumgartner aus Karton und Pappe 1793 angefertigte Modell einen Eindruck vom ehemaligen Klosterkosmos vermitteln, Taf. 35). Der bleibende Wert der Monographie liegt nicht zuletzt in der Auswertung von handschriftlichen Beständen aus über 20 Bibliotheken und Archiven, wobei dem schon öfter das Interesse der Forschung auf sich gezogenen Tagebuch des Konventualen Benedikt Baader für die Jahre von 1785 bis 1808 (Staatsarchiv Augsburg) sowie dessen *Chronologia Elchingensis* (Staats- und Stadtbibliothek Augsburg) ein besonders hoher Quellenwert zukommt. Aubele beginnt seine Darstellung gewissermaßen dort, wo die berühmten Aufzeichnungen zum Dreißigjährigen Krieg von Pater Johannes Botzenhart, der im Übrigen als Senior und Jubilar 1664 in Elchingen starb – aufhören (ZHVS 3 [1876] S. 157–282). Vielfach von den Kriegsläufen heimgesucht – nicht zuletzt im Spanischen Erbfolgekrieg und in den Koalitionskriegen –, war die infrastrukturell zentrale Lage Elchingens Fluch und Segen zugleich für den Konvent der Benediktiner. Der Kampf gegen die Schuldenlast klang als *Cantus Firmus* durch die frühneuzeitliche Klostergeschichte, gegen die vor allem die Äbte Meinrad Hummel (reg. 1685–1706), der „erzene Ordensmann“ Robert Kolb (reg. 1766–1793) und Paulus Gröbel (reg. 1793–1801) durchaus erfolgreich ankämpften. Die Konventsgröße im Untersuchungszeitraum

war relativ stabil – in der Regel zwischen 25 und 30 Mönche –, die aus einem Radius von ca. 80 Kilometern aus jeder Himmelsrichtung den Weg nach Elchingen fanden und ungefähr hälftig städtischer wie ländlicher Herkunft waren. In selteneren Fällen lassen sich Konventualen aus Salzburg, Benediktbeuern oder Füssen nachweisen. Aubele wertet für die 113 Personen – 15 weitere hatten den Dreißigjährigen Krieg überlebt – die Konventslisten aus und widmet jedem Klostermitglied einen eigenen kleinen lexikalischen Eintrag. Ordensübergreifende Gebetsverbrüderungen verbanden die Elchinger Benediktiner mit Klöstern bis nach Melk, Seitenstetten, Admont, Marienberg, Zwiefalten, Fulda, Banz, vor allem aber mit der unmittelbaren Umgebung, also Wettenhausen, Ursberg, Roggenburg, Günzburg oder Neresheim. Zum Klosterkosmos gehörten rund 120 Höfe, 400 Sölden oder rund 4000 Personen. Aubele geht der Klosterrolle als Arbeitgeber nach, untersucht die Zunfthandlung von 1775, die Gesundheitsvorsorge wie im kloster eigenen *Hexenstüble*, wo seit 1671 Heilkräuter und Arzneien verkauft wurden. Von besonderem Wert für weiterführende und vergleichende Forschungen sind gewiss die Ausführungen zum geistigen Leben Elchingens – sowohl in der Klosterschule als auch in Bildung und Wissenschaft der Mönche. Stets eine besondere Rolle spielte auch die Pflege der *Musica Sacra*. Ohne dass hier Aubele nähere Einbettungen vornimmt, sind seine Studien im Rahmen der „Katholischen Aufklärung“ bzw. der „Barocken Klostergelehrsamkeit“ von besonderem Interesse. Für Pater Meinrad Widmann, geboren 1733 in Langerringen, gestorben 1794 in Elchingen, waren die Aufklärer, die er als *Affen*, *Dummköpfe*, *intolerante Insekten*, *Ohrenbeichtbestürmer*, *Verleumder* oder *Obrigkeitschänder* bezeichnet, das große Feindbild und er kämpfte gegen sie mit mehreren gelehrten, zum Teil äußerst deftigen Kampfschriften, welche die *Felsenkirche* gegen die *Franken-Freiheit* verteidigten. Insgesamt fand die Gelehrsamkeit im 18. Jahrhundert in Elchingen zu hohem Rang – in maurinisch orientierter Geschichtsschreibung, in Mathematik, Naturwissenschaften, Philosophie, Theologie, Übersetzungstätigkeit, in der Feldmessung oder in Denkschriften für die Verbesserung von Obst- und Gartenbau. 1784 erhob sich in Elchingen ein Heißluftballon in die Lüfte, 1790 experimentierte man mit Orgelautomaten und acht Jahre später mit einem Donaudampfschiff. Letztlich kann Aubeles quellennahe Analyse einen wichtigen Baustein zur geistlichen Gelehrsamkeit am Ausgang des Alten Reiches liefern. Aus der Tatsache, dass in einem ähnlich gelehrten Konvent – dem der Benediktiner von Irsee – das Wörtchen Aufklärung nachweislich nicht fiel, in Elchingen zumindest für einige der Mönche ein rotes Tuch war (*Fanatismus unserer vergeblichen Menschenbeglückler und Aufklärer*), lässt sich die Frage ableiten, ob man wirklich am Begriff der – immer den Aspekt des Trotzdem umfassenden – „Katholischen Aufklärung“ festhalten oder nicht eher versuchen sollte, die außerordentliche monastische Gelehrsamkeit aus ihrem Selbstverständnis heraus zu begreifen. Der Konrad-Verlag knüpft in großzügiger Aufmachung und opulenter Ausstattung an die Bände zu den Klöstern Weltenburg (2014), Frauenchiemsee (2003) oder Ochsenhausen (1994) an. Ein ausgesprochen schönes Buch!

Christof Paulus

Katrin KELLER, *Die Kaiserin. Reich, Ritual und Dynastie*, Wien/Köln/Weimar 2021, 429 S., 4 farb., 43 sw. Abb., ISBN 978-3-205-21337-6, € 45.

Die vier Abschnitte der Arbeit umfassen den Zeitraum von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis 1745. Die Einleitung weist darauf hin, dass die wissenschaftliche Literatur bis in die 1990er-Jahre die Entwicklung des Reiches maßgeblich als männliche Angelegenheit beschrieben hat, obwohl die Herrschaft von Äbtissinnen reichsunmittelbarer Stifte, wie Quedlinburg oder Buchau, ebenso wenig verschwiegen wurde wie Regentschaften von Fürstinnen. Der erste Abschnitt der Arbeit „*An mulier sit capax imperii?* Die Reichspublizistik zur Rolle der Kaiserin“ rückt die Quellen in den Mittelpunkt. Ein Überblick, beginnend mit dem Werk von Melchior Goldast (1609/13), untersucht, wie man Kaiserin wurde und was dieses Amt darstellte. Nach den Juristen der Frühen Neuzeit war die Kaiserin die Gemahlin des Kaisers oder die Witwe seines Vorgängers. Auf der Grundlage der Reichspublizistik wurde die Frage der *majestas* der Kaiserin seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts diskutiert und dabei bis zur Goldenen Bulle von 1356 zurückverfolgt. Dazu wurde die Stellung der Kaiserin in der Reichspolitik behandelt. Die Kaiserin verfügte über eigene Erzämter. Der Fürstabt von Fulda besaß seit spätestens 1356 durch kaiserliches Privileg ein Anrecht auf das Erzkanzleramt, was wiederholt bestätigt wurde. Während der Krönung der Kaiserin stand ihm das Halten und Tragen der Krone zu. Die Reichspublizistik führte diese Stellung darauf zurück, dass er der Primas unter den Äbten des Reiches war. Anlässlich der Kaiserinnenkrönungen von 1690 und 1742 kam es sogar zu Streitigkeiten über ein eigenes Krönungsrecht des Fuldaer Abtes. Der Abt von St. Maximin in Trier ist als Erzkaplan der Kaiserin erwähnt, wobei eine mittelalterliche Tradition fortgeführt wurde. Das Erzmarschallamt hatte dagegen keine ältere Tradition. Es wurde erst seit dem 17. Jahrhundert vom Fürstabt von Kempten beansprucht. Das *Ius Primarium Precum* der Kaiserin wurde seit dem 15. Jahrhundert erwähnt, aber auch in einem Diplom Elisabeths von Kärnten von 1299 angeführt.

Die Reichspublizistik hat die Stellung der Kaiserin umfangreich behandelt und historisiert, während in der Forschung des 20. Jahrhunderts diesen Fragen keine Beachtung geschenkt wurde. Der zweite Abschnitt der Untersuchung widmet sich „der Krönung der Kaiserin im Heiligen Römischen Reich der Frühen Neuzeit“, die nach dem Willen des Kaisers stattfand, der seiner Gemahlin Weihe und Salbung zukommen lassen wollte. Die Kaiserinnenkrönung der frühen Neuzeit war von höfischen und sakralen Elementen geprägt. Der rituelle Ablauf wies in der Zeit vom 10. bis ins 15. Jahrhundert nur geringe Modifikationen auf. Die Ordines und erzählenden Quellen überliefern den Krönungsablauf. Die Quellenlage hierzu ist im 17./18. Jahrhundert reichhaltiger, allerdings wurde mit der Wiederaufnahme der Kaiserinnenkrönungen 1612 kein neuer Ordo entwickelt. Der 1612 in den Gebeten verwandte Titel *Regina* wurde später zu *Imperatrix* verwandelt. Die rituellen Elemente der Kaiserinnenkrönungen blieben zwischen 1612 und 1742 weitgehend unverändert, doch wurde der zeremonialen Ausgestaltung große Aufmerksamkeit gewidmet.

Die Kaiserinnenkrönungen werden im Spannungsfeld von Kaiser und Kurfürsten gezeigt und im Anschluss in den Krönungen von 1612, 1630, 1637, 1653, 1690 und 1742 behandelt. Eine Reihe von Kaiserinnen wurde nie gekrönt, entweder weil sie früh starben oder mit ihrem Ehemann nie ins Reich kamen. Der dritte Abschnitt der Arbeit

geht auf die „Kaiserinnen in den Medien“ ein. Ein Überblick über die Kaiserinnen in gedruckten Medien wird gegeben. Wien war von den aufgezählten 445 eigenständigen Schriften als Druckort von 89 Medien der bedeutendste, in weitem Abstand gefolgt von München (28), Augsburg (25), Nürnberg (22) bis hin zu Graz (5). Der Überblick über die Anlässe von Druckwerken zu den Kaiserinnen erschließt Hochzeiten, Niederkünfte, Gedächtnisschriften, Krönungen im Reich, aber auch in Ungarn und Böhmen. Die Erwähnungen der Kaiserinnen in den Druckwerken werden dargestellt. Die Krönungen werden dabei als „Medienereignis“ behandelt. Eindeutige Auftragswerke sind bei den Krönungsbeschreibungen nicht festzustellen. Demnach verließ man sich hier beim Hof auf die Aktivitäten Dritter. Die Druckorte der Krönungsbeschreibungen werden in einer Tabelle verglichen, Texte und Bilder waren in ein abgestimmtes Verhältnis gesetzt. Die Neugier war eine entscheidende Triebfeder dieses frühneuzeitlichen Medienwesens. Die Kaiserin und die Kaiserinwitwe waren als Mitglieder der kaiserlichen Dynastie weit über den Kreis des Hofes hinaus in der breiten Öffentlichkeit von allgemeinem Interesse. Die Krönungen waren für die Medienlandschaft Ereignisse besonderer Art. Die Herrschaftsfunktionen der Kaiserin im Reich wurden in ihrer medialen Präsenz meist auf den Platz an der Seite des Kaisers und das Tragen der Krone reduziert.

Der vierte Abschnitt „Handlungsfelder“ geht auf die Frage ein, was das Reich im Innersten zusammenhielt. Dieses erscheint weniger als Gefüge von Institutionen und ritueller Interaktion. Dynastische Beziehungen und territorial übergreifende Klientele waren bedeutende Elemente für den Zusammenhalt und das Funktionieren des Reiches. Die Habsburgerinnen haben im Rahmen der Repräsentation von Rang und Dignität der Dynastie bei vielen Aufgaben eine gewichtige Rolle gespielt. Dabei haben die Audienzen eine große Bedeutung in der kaiserlichen Repräsentation gespielt. Die Kaiserin hat diese Repräsentation in der zeremoniellen Durchführung wahrgenommen, wie der Bericht über die Audienzen beim Reichstag 1663 beweist. Die Audienzen der Kaiserin in Wien waren ebenfalls in der durch vielfältige Rangstreitigkeiten geprägten Gesellschaft von hoher Bedeutung. Von Gewicht waren auch die durch Korrespondenzen der Kaiserinnen unterhaltenen Netzwerke. Das Korrespondenzregister der Kaiserin Eleonora Magdalena wird dazu eingehend untersucht. In der Tätigkeit der Kaiserinnen haben auch Patenschaften und Grußbriefe eine gewichtige Rolle gespielt. Dazu kamen Fürbitten und Beispiele als Fürsprecherin, wobei die Verwobenheit dieser Aktionen mit der Politik durch Beispiele gezeigt wird. Die Kaiserinwitwe Eleonora Magdalena als Regentin 1711/12 wird in ihrem Handeln umfassend untersucht. Der Anhang bietet eine Liste der Königinnen und Kaiserinnen der Frühen Neuzeit, eine Liste der Aufenthalte der Königinnen und Kaiserinnen im Reich zwischen 1562 und 1745, die Korrespondenz der Kaiserin Eleonora Magdalena 1697–1705 und eine Liste der Werke der Reichspublizistik, sowie die zusammengestellten Quellen und Literatur. Der Band geht erstmals umfassend auf die Stellung der Kaiserinnen der Frühen Neuzeit ein. Die bislang wenig beachtete Bedeutung der nach außen hin zuerst eher unbedeutend scheinenden Aufgaben der Kaiserin zeigt immer wieder deren tatsächliches Gewicht, was dem Band seine Stellung innerhalb der Forschungsarbeiten zur frühneuzeitlichen Geschichte des habsburgischen Kaiserhofes gibt.

Rolf BIDLINGMAIER, *Altes Schloss und Neues Schloss in Oettingen. Adelige Repräsentation im Hochbarock in familiärer Konkurrenz*, Petersberg 2020, 128 S., 98 farb., 10 sw. Abb., ISBN 978-3-7319-1083-1, € 22,95.

Die Einführung der Arbeit geht auf die bisherigen Untersuchungen zu den beiden Schlossbauten in Oettingen ein, um sich dann der Geschichte der Stadt und der Grafen von Oettingen zuzuwenden, die aber erst ab dem 15. Jahrhundert beachtet wird; so wird die Teilung zwischen den Brüdern Ludwig XI. und Friedrich III. 1410 als erste Teilung im Hause Oettingen bezeichnet. Die späteren Teilungen bis hin zu den heute bestehenden Linien Oettingen-Spielberg und Oettingen-Wallerstein werden kurz gestreift, wobei die im 16. Jahrhundert entstandene Konfessionsverschiedenheit der Linien dargestellt wird. Die bestehende Konkurrenz wird anhand der Erweiterung der katholischen Sebastianskirche aufgezeigt. Die Erhebung von Graf Albrecht Ernst I. von Oettingen-Oettingen in den Reichsfürstenstand 1674 mit maßgeblicher Unterstützung des Herzogs von Württemberg erfährt eine umfangreichere Schilderung. Albrecht Ernst I. hatte 1665 Christine Friederike von Württemberg, die Tochter Herzog Eberhards III., geheiratet. Nach deren Tod vermählte er sich 1682 mit ihrer Schwester Eberhardina Catharina. Wegen dieser Rangerhöhung kam es zu Streitigkeiten im Haus Oettingen, die man sich zum Teil umfangreicher erläutern gewünscht hätte. In einem weiteren Schritt wird „das Alte Schloss in Oettingen“ vorgestellt, das im 16. Jahrhundert mit mehreren Bauteilen errichtet worden war. Der Baukomplex wurde – im Zusammenhang mit der Erhebung Albrecht Ernst I. in den Reichsfürstenstand – von 1672 bis 1675 durch einen Saalbau erweitert, der mit vier Grundrissen aus den Jahren 1805 (erstes Obergeschoss) und 1841 (1. und 2. Obergeschoss) und weiterem Bildmaterial vorgestellt wird. Der Bau war nach dem Kauf von 2500 Fensterscheiben im April 1678 im Innenausbau begriffen, der 1680 weitgehend abgeschlossen war. Der in diesem Bau im zweiten Obergeschoss untergebrachte Kaisersaal wurde zwischen 1673 und 1675 im Rohbau errichtet, in den folgenden Jahren ausgebaut und von Matthias Schmuzer und zehn Mitarbeitern stuckiert. Die Darstellung auf Grundlage der Archivalien des fürstlichen Archivs auf der Harburg zeigt die Baumaßnahmen bis Ende 1679. Der Kaisersaal fand breite Anerkennung in der Öffentlichkeit, wie Darstellungen von Nikolaus Goldmann (1696) und Johann Andreas Thomas (1720) bezeugen. Im Kompilationslibell von 1741 mit einer Beschreibung des Fürstentums Oettingen-Oettingen werden der Kaisersaal und die Baukosten beschrieben. Unterhalb des Kaisersaals waren im ersten Obergeschoss zwei Kaiserzimmer eingebaut, die durch das Kompilationslibell und Grundrisse von 1787 und 1792 überliefert sind. Die Kaiserzimmer waren für den Aufenthalt des Kaisers bei der Durchreise bestimmt. Ein solcher Aufenthalt wird für Kaiser Karl VI. 1711 eingehend beschrieben.

Die Schlosskirche des Alten Schlosses, deren Chor heute als Gruftkirche des Hauses Oettingen-Spielberg genutzt wird, wird mit ihren Stuckierungsarbeiten von Matthias Schmuzer 1678 und den Pflasterarbeiten von 1679 behandelt. Die Schlosskirche wurde 1798 bis auf den Chor abgebrochen und zur Gruftkirche umgebaut. Bei Wiederherstellung des mittelalterlichen Zustands der Gruftkirche 1956 wurden die Stuckdekorationen entfernt. Die fürstlichen Gemächer im dritten Obergeschoss des Hauptbaus wurden im Zuge der Baumaßnahmen ab 1673 renoviert, wobei sich die Arbeiten bis 1680 hinzo-

gen. Das Alte Schloss wird ebenfalls im Kompilationslibell umfassend beschrieben. Nach dem Tod des Fürsten Albrecht Ernst II., mit dem 1731 die Linie Oettingen-Oettingen im Mannesstamm erlosch, fiel das Alte Schloss an die Linie Oettingen-Wallerstein. Graf Anton Carl von Oettingen-Wallerstein nahm 1736 eine Instandsetzung des Alten Schlosses in Angriff, mit der das Kapitel „Abbruch des Alten Schlosses“ beginnt. Die Auseinandersetzungen zwischen den Linien Oettingen-Wallerstein und Oettingen-Spielberg um die Erbschaft der erloschenen Linie Oettingen-Oettingen zogen sich durch das ganze 18. Jahrhundert hin. Das Alte Schloss gelangte dabei 1781 in den Besitz der Linie Oettingen-Spielberg, wobei die Hintergründe nicht erläutert werden. Die mangelhafte Gebäudeunterhaltung führte 1787 zu ersten Abbrucharbeiten, die mit dem Abbruch des Langhauses der Schlosskirche 1798, des Hauptbaus 1805 und des Saalbaus 1849/50 fortgeführt wurden. Die restlichen Teile des Alten Schlosses mit Galerie, Tor und Flügel wurden 1852–1854 abgebrochen. Zuletzt wird der Herkulesbrunnen im Schlosshof beschrieben, was eine Bleistiftskizze Carl Spitzwegs von 1852 ergänzt. Der Brunnen verschwand 1866 aus Oettingen und wurde teilweise in den Hofgarten versetzt. Beschreibungen der Kirchen St. Sebastian (katholisch) und St. Jakob (evangelisch), die am Ende des 17. Jahrhunderts barockisiert wurden, schließen sich an. Das Neue Schloss in Oettingen wurde ab 1679 durch die Witwe des Grafen Johann Franz von Oettingen-Spielberg (1631–1665), Ludovika Rosalie (1630–1709), geborene Gräfin von Attems, und wohl auch durch ihren Sohn Johann Wilhelm (1655–1685) errichtet. Die Bauten werden umfassend vorgestellt und durch Grundrisse ergänzt. Das ursprüngliche Walmdach wurde 1851 durch ein Satteldach ersetzt. Das Neue Schloss erhielt 1686/87 auch den im Barock wichtigen Treppenhausbau. Nach dem Tode von Graf Johann Wilhelm veranlasste sein Bruder Franz Albrecht (1663–1737) den weiteren Ausbau. Die Räumlichkeiten werden mit ihren im 19. Jahrhundert vorgenommenen Veränderungen beschrieben.

Das Neue Schloss wurde 1976–1979 einer Sanierung und Restaurierung unterzogen, die den Zustand der Erbauungszeit soweit möglich wiederherstellte. Matthias Schmuzer hat die Stuckdekorationen im Neuen Schloss und im Bereich der Wohn- und Repräsentationsräume von 1681 bis 1683 geschaffen. Die Arbeiten werden im Zuge der weiteren Ausgestaltung des Neuen Schlosses beschrieben und durch Abbildungen erweitert. Architekt des Schlosses war Matthias Weiß (1636–1707), der als bedeutendster Baumeister, vor allem im Herzogtum Württemberg, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts galt. Er hat die Kirche in Teinach, das Lustschloss im Kirbachtal im Stromberg und den Prinzenbau in Stuttgart sowie die Erweiterung von Schloss Stetten und den Ausbau von Schloss Winnenden geschaffen. Bei den Stuckatoren wird zunächst Carlo Brentano († 1684) behandelt, dann Johann Jacob Keller aus Bayreuth und Matthias Schmuzer (1636–1686), der an zahlreichen Orten Süddeutschlands tätig war. In den Abrechnungen werden die Mitarbeiter Schmuzers namentlich erwähnt, wobei Benedikt Vogel (1648–1713), ein Vetter der Brüder Michael, Matthias und Johann Schmuzer besonders gewürdigt wird. Nach den Bildhauern Johann Jakob Sommer und Johann Michael Ehinger werden die Maler Johann Wolfgang Dieterich, Johann Paul Auer, Carl Klemens Kretschmann, Johann Georg Knapf, Johann Heinrich Schönfeld und Johann Philipp Geiß genannt. Eine Würdigung ordnet die beiden Schlösser in Oettingen in die barocken Baumaßnahmen in der weiten

Umgebung ein. Dabei wird die Bedeutung der kleinen Residenz behandelt, die am Anfang des 19. Jahrhunderts ihr Ende fand. Der Band schließt mit einer Zusammenstellung der Quellen und Literatur sowie einer abschließenden Stammtafel des Hauses Oettingen ab dem 16. Jahrhundert. Der Band vermittelt einen Überblick über die Schlossbauten in Oettingen und ihre Geschichte. Damit werden bedeutende Denkmäler in Bayerisch-Schwaben gewürdigt.

Immo Eberl

Thomas FRELLER, *Der Orden hinter dem Orden. Malteser und Illuminaten*, St. Ottilien 2021, 628 S., 126 s/w-Abb., ISBN 978-3-8306-8108-3, € 39,95.

Den Illuminaten wird seit über 200 Jahren in Teilen der einschlägigen Veröffentlichungen die Unterwanderung des Malteserordens, die Wahl des letzten regierenden Großmeisters auf Malta und die Einnahme Malts durch die Franzosen angelastet. Auch das 1781 gegründete Bayerische Malteserpriorat wird mit den Illuminaten in Verbindung gebracht. Die wachsende Aristokratisierung vieler Freimaurerlogen und das den Ständestaat abbildende System der Hochgrade führte nach 1770 zu Tendenzen, die die Mitglieder der Logen spalteten. Der nach 1780 einsetzende Aufstieg der Illuminaten verlief parallel zu der Krise der Freimaurerei. Nachteilig für diese wirkte sich das Auftreten von Betrügnern und Scharlatanen aus, die mit Hilfe der Freimaurerei Einkünfte und Einfluss erhielten.

Das vorliegende Werk befasst sich unter Auswertung bislang nicht beachteten Archivmaterials neuerlich mit diesen Fragen. Im ersten Kapitel werden „Die Illuminaten zwischen Wahrheit und Legende“ vorgestellt. Auf die Gründung der Illuminaten 1776 folgte eine zweijährige Phase der Profilierung. Nach 1779 begann die Unterwanderung der Münchner Freimaurerlogen, was auch in andere Städte ausstrahlte. Mit dem Eintritt Adolf von Knigges begann 1781 die Expansion der Illuminaten in die westlichen Reichsgebiete. Durch den Eintritt von Johann Joachim Christoph Bode (1782) breiteten sich die Illuminaten auch im Norden und Osten Deutschlands aus. In den Territorien des Kurfürsten Karl Theodor in Bayern und der Pfalz begann 1785 die Verfolgung der Illuminaten, die zu deren Neuorientierung führte. Bode hat in den folgenden Jahren die Aktivitäten der Illuminaten geleitet. Diese Aktivitäten wurden mit seinem Tod (1793) weitgehend eingestellt. Neben den Erziehungszielen und der Personalpolitik werden die Hierarchie, die Verfolgungen (ab Anfang 1783) und die sich daraus ergebenden Verdächtigungen und Anklagen erörtert, die sie zuletzt sogar zu Anstiftern der Französischen Revolution erklärten.

Das zweite Kapitel geht auf das geistesgeschichtliche Milieu der Malteserritter und die internationale Freimaurerei ein. Nach den Quellen ist gesichert, dass sich Anfang 1740 der Inquisitor Ludovico Gualtieri auf Malta mit der Freimaurerei befasste. Diese wurde dort in den 1770er-Jahren erneut erwähnt, wobei französische Ordensritter genannt werden. Durch den Scharlatan Cagliostro wurden die europäischen Salons ebenfalls auf Malta aufmerksam. Im dritten Kapitel des Werks werden die Illuminaten und die Gründung des Bayerischen Großpriorats der Malteser (1782) untersucht. Dieses hat den unehelichen Sohn des bayerischen Kurfürsten Karl Theodor standesgemäß versorgt. Der sich dabei er-

gebende Pfründenschacher wird in aller Breite geschildert, um dann im vierten Kapitel auf die Führung des Bayerischen Großpriorates im Spannungsfeld von Aufklärung und Reaktion einzugehen. Johann Baptist von Flachslanden wird in seinem Wirken für den Malteserorden behandelt und in ähnlicher Form auch der leitende Präsident der Oberlandesregierung Theodor Heinrich Graf Topos von Morawitzky, der die Errichtung des Bayerischen Großpriorates maßgeblich mitbestimmt hatte. Es folgt dann Anton von Eisenreich, der als Fiskal und ab 1780 als Direktor im Geistlichen Rat als Befürworter radikaler Reformen galt und Kanzler des bayerischen Großpriorates wurde. Sein Nachfolger Desiderius von Schneid als Kanzler des Großpriorates konnte seine Verbindungen zu den Illuminaten besser verbergen. Der Malteserkomtur Heinrich Braun hat als ehemaliger Benediktiner und Mitglied der Münchner Akademie der Wissenschaften das bayerische Schulwesen beeinflusst. Er wurde 1784 aus dem Geistlichen Rat verabschiedet, blieb aber bis zu seinem Tod 1792 Berater der Münchner Nuntiatur und Konsultor der Indexkongregation.

Neben der allgemeinen Kirchenpolitik wird der Febronianismus und das Karrierestreben der Zeit behandelt. Die Affäre um Andreas Dominik Zaupser, der 1781 Sekretär des Provinzialkapitels geworden war und ebenfalls Reformers war, wird erläutert. Er dürfte Friedrich Schiller für die Figur des Marquis Posa in dessen *Don Carlos* beeinflusst haben. Das fünfte Kapitel befasst sich mit den „Malteserfunktionären, Geistlichen und Rittern, als Illuminaten – Kontakten und Netzwerken“ in den Jahren von 1781 bis 1785. Hier werden die Illuminaten im Personal des Malteserpriorates vorgestellt. Im Anschluss folgt eine breite Darstellung der Malteser. Dabei werden die internationalen Kontakte geschildert, was das bislang gewonnene Bild vertieft. Im sechsten Kapitel wird „die Gegenaufklärung und Restauration im Kampf gegen die Malteser und Illuminaten“ behandelt. Die kurbayerischen Kirchen- und Ordenspolitik war im späten 18. Jahrhundert von verschiedenen, sich heftig bekämpfenden, in wesentlichen Punkten aber auch gemeinsamen Interessen geleiteten Gruppierungen geprägt. Es wird dabei die langsame Kaltstellung Kasimir von Haeffelins gezeigt, an dessen Stelle Johann Kaspar Edler von Lippert trat. Haeffelin war 1763 zum Priester geweiht worden, wurde 1770 zum Geheimen Rat ernannt und war 1783 Vizepropst zu Unsere Liebe Frau in München und Vizepräsident des Geheimen Rats.

Das siebte Kapitel behandelt den „angeblichen und tatsächlichen Einfluss der Illuminaten auf die Wahl von Großmeister Hompesch und den Fall Maltas“. Hier werden die Gerüchte und Verdächtigungen und ebenso die Karriere Hompeschs untersucht. Ebenso wird der Fall Maltas 1798 mit dem französischen Angriff behandelt. Das achte Kapitel geht auf den Mythos der Illuminaten ein, der ab 1799 den ehemaligen Illuminaten Maximilian Joseph von Montgelas umgab, der die Reformen des späten 18. Jahrhunderts aufgriff. Dabei wird auch die Bedeutung der ehemaligen Illuminaten in der Regierung des Kurfürsten Maximilian IV. Joseph aufgezeigt. Die einstigen Illuminaten distanzieren sich dabei von dieser Mitgliedschaft, um ihre neuen Ämter nicht zu gefährden. Nach der vorliegenden Untersuchung hatte die Geheimgesellschaft einen Mangel an Homogenität. Sie hatte zwar eine zielgerichtete Solidarität entwickelt, um das Großpriorat der Malteser in Bayern zu errichten. Es traten aber bereits dabei verschiedene Ansichten zu Tage, mit welchen Methoden die politischen, ökonomischen und kirchenrechtlichen Voraussetzungen der Etablierung der Malteser in Bayern zu verwirklichen seien. Nachdem das Ziel erreicht

war, begann in der ausschließlich von Illuminaten besetzten Führungsriege des Priorats ab 1783 ein interner Kampf um Pfründen, Einfluss und Macht.

Die Lebensläufe der bei den Illuminaten aufgenommenen Entscheidungsträger lassen keine umfassende Identifikation mit den Illuminaten erkennen. Die von der Forschung genannte Sozialstruktur von 35 % Adelligen, 16 % Geistlichen und 45 % Akademikern bei den Illuminaten findet sich auch im Bayerischen Großpriorat wieder. Die sich 1781 vollziehende Zusammenstellung der Führungsriege und Entscheidungsträger scheint der Tatsache geschuldet, dass verschiedene progressive, reformerische, kirchenkritische und aufklärerische Ziele entstanden waren. Die Verbindungen waren von großem Nutzen, um Hompesch zur Großmeisterwürde zu verhelfen. Sie bildeten hier ein Gegengewicht zu französischen und spanischen Hegemonialinteressen im Mittelmeerraum. Bei den Illuminaten fand sich ein Gesamtbild der verschiedenen Charaktere. Der Band erschließt die Illuminaten hinter den Maltesern und erlaubt eine Zuordnung der Entwicklung, die aber die Illuminaten keineswegs als eine Gesellschaft erweist, die den Malteserorden insgeheim gesteuert hätte. Der Band ist eine gute Bilanz der Politik des Malteserordens in seinen letzten Jahren in Malta und gibt aufschlussreiche Hinweise für die Politik des Kurfürstentums Bayern dieser Zeit.

Immo Eberl

Neueste Geschichte

Marita KRAUSS / Erich KASBERGER, Ein Dorf im Nationalsozialismus. Pöcking 1930–1950, München 2020, 396 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-86222-321-3, € 28.

Das im Dezember 2019 vorgestellte Buch von Marita Krauss und Erich Kasberger ist das Ergebnis eines fünfjährigen Forschungsprozesses, der sich mit der Aufarbeitung der NS-Zeit im Umfeld einer ländlich-dörflichen Gemeinde im heutigen Landkreis Starnberg befasst. Den Auftrag zur kritischen Aufarbeitung der eigenen NS-Geschichte gab die Gemeinde Pöcking 2014. Es ist das dritte Buch, das im Jahresverlauf 2019 zur NS-Thematik im Landkreis Starnberg erschienen ist.¹ Für die Ausarbeitung konnten mit Marita Krauss und Erich Kasberger zwei Forscher gewonnen werden, die bereits zahlreiche Studien und Arbeiten zur NS-Geschichte Münchens und des Münchner Raums erarbeitet haben. Krauss, die seit 2008 den Lehrstuhl für europäische Regionalgeschichte sowie bayerische und schwäbische Landesgeschichte an der Universität Augsburg innehat, zählt die Geschichte des Nationalsozialismus in München zu ihren Forschungsschwerpunkten. An der wissenschaftlichen Konzeption des 2015 eröffneten NS-Dokumentationszentrums

¹ Darüber hinaus sind erschienen Paul HOSER, Starnberger Stadtgeschichte, Bd. 10/2: Politische Geschichte Starnbergs. Von der Herrschaft der NSDAP bis zur Gemeindegebietsreform 1978, 2 Tl.-Bde., Starnberg 2019; Friedrike HELLERER, Die NSDAP im Landkreis Starnberg. Von den Anfängen bis zur Konsolidierung der Macht (1919–1938), Herrsching a. Ammersee 2019.

München wirkte sie mit. Als Stadtteilforscher erarbeitete Kasberger einige Studien zur NS-Geschichte und deren Facetten zum Münchner Stadtteil Berg am Laim.

Angelegt ist das Projekt als Mikrostudie, die „das Große im Kleinen“ (S. 7) zeigen soll. Untersuchungsraum ist der heutige Ort Pöcking – bestehend aus den Ortsteilen Pöcking, Aschering, Masing, Niederpöcking und Possenhofen. Sein heutiger gemeindlicher Zuschnitt entstand durch die bayerische Gemeindegebietsreform 1972. Bis zum Zusammenschluss waren Pöcking, zu dem bereits die Ortsteile Possenhofen und Niederpöcking gehörten, Aschering und Masing eigenständige Gemeinden. Aufgeteilt ist die Studie in 15 Kapitel, deren Schwerpunktsetzung unterschiedlich ausfällt, von personenzentrierten Ansätzen bis zur themenorientierten Aufarbeitung. Zum Ziel ihrer Untersuchung setzten sich die Autoren, „zu zeigen, wie unterschiedlich sich jeweils der Nationalsozialismus ausprägte und wie sehr dies von Personen abhing“ (S. 7). Dabei sollen über die Analyse der jeweiligen Handlungsspielräume auch Erkenntnisse für die Gegenwart und Zukunft herausgearbeitet werden. Dem weniger erforschten Mikrokosmos Dorf stellen die Autoren den weitaus besser erforschten Makrokosmos Stadt gegenüber. Krauss und Kasberger schaffen durch ihre Studie einem Desiderat Abhilfe, da die landesgeschichtliche NS-Forschung sich bisher schwerpunktmäßig auf die obersten Verwaltungs- und Handlungsebenen und größere Städte fokussierte. Studien zum Wirken in ländlichen und kleinräumigen Strukturen, wie kleineren Gemeinden und Dörfern, fehlen hingegen oftmals und werden erst nach und nach erarbeitet.

Innovativ am Ansatz von Krauss und Kasberger ist, dass für den Vergleich von Stadt und Land eine aufwändige statistisch-quantitative Auswertung der Mitgliedschaften der Bewohner in Partei und NS-Organisationen angestellt wurde. Ausgehend von der These, dass „fast zwei Drittel der deutschen Bevölkerung in der NSDAP oder ihrer Untergliederungen organisiert waren“ (S. 108), entwickelten die beiden Autoren ihren statistischen Vergleich. Dabei versuchten sie die Eindringungstiefe des Nationalsozialismus in das Dorf und das dortige katholische Milieu quantitativ und qualitativ zu erfassen und die eingangs gestellte These auf ihre Validität hin zu prüfen. Zur Einordnung ihrer Ergebnisse verglichen sie den Untersuchungsraum Pöcking mit ähnlich strukturierten evangelischen Dörfern aus dem fränkischen Bereich sowie den bayerisch-schwäbischen Städten Augsburg und Kaufbeuren. Auch für die Referenzpartner wurden entsprechende Daten erhoben. Als Datengrundlage dienten schließlich über 12.000 ausgewertete Entnazifizierungsfragebögen aus der Überlieferung des Landkreises Starnberg, des Landkreises Rothenburg ob der Tauber und der Städte Augsburg und Kaufbeuren. Auswahlkriterien für die fränkischen Dörfer waren eine vergleichbare Bevölkerungsanzahl und die überwiegende konfessionelle Zugehörigkeit zum evangelischen Glauben, während die Städte wegen ihrer Größe und bikonfessionellen Vergangenheit ausgewählt wurden. Ermittelt wurden die Partei- und Organisationsmitgliedschaften als auch der Anteil der Nicht-Organisierten an der Bevölkerung. Krauss und Kasberger halten in ihrer Analyse fest, dass der Nationalsozialismus in Pöcking nur in geringerem Maße Fuß fassen und die Gesellschaft nicht in allen Bereichen durchdringen konnte, wie es in den Vergleichsorten der Fall war. Ausschlaggebend für die geringe Durchdringungstiefe seien – neben der katholischen Kirche und ihrer Wirkmächtigkeit – die örtlichen sozialen Netzwerke, die „soziale Kontrolle auf dem Dorf“ (S. 11)

und auch das Agieren der dörflichen Führungseliten gewesen. So zeigt die detaillierte Studie die Mikrostrukturen des Nationalsozialismus im dörflichen Kontext anschaulich auf.

Um die Handlungsräume einzelner Akteure zu erörtern, haben die Autoren verschiedene Personengruppen und Einzelpersonen aus der dörflichen Lebenswelt ausgewählt. Dabei beschränken sie sich nicht auf die funktionalen Entscheidungsträger, dörflichen Eliten und alteingesessenen Bewohner, sondern öffnen den Blick auch auf später Zugezogene. Besonders spannend ist die Gegenüberstellung von Handelnden aus dem bäuerlich-ländlichen Milieu und „anderen Dorfbewohner(n)“ (S. 221), welche die Autoren auch als „dritter Teil der Pöckinger Bevölkerung“ (S. 222) bezeichnen. Dabei handelt es sich um „städtische Großbürger“ (S. 222) aus dem nahen München. Nicht nur prallten hier verschiedene Lebenswelten auf engstem Raum aufeinander, sondern unterschiedlich war auch das Verhalten beider Gruppen in der NS-Zeit. Zehn akribische erarbeitete Kurzbiographien stellen exemplarisch Lebenswege und Haltungen der „anderen Dorfbewohner“ (S. 221) anschaulich dar und zeigen die teilweise großen Gegensätze zur Einwohnerschaft des Kerndorfs auf.

Insgesamt ist die Studie ein gelungener Einblick in den dörflichen Alltag zwischen 1930 und 1950. Das Erweitern des Untersuchungszeitraums auf die Jahre vor der Machtergreifung und in die unmittelbare Nachkriegszeit erleichtert die Darstellung von Brüchen und Kontinuitäten sowie der durch den Nationalsozialismus ausgelösten Transformationsprozesse im Ort und in der örtlichen Gesellschaft. Durch einen personalen Zugang gelingt es den Autoren, das eingangs formulierte Ziel, Handlungsräume zu untersuchen, zu erreichen. Die quantitativ-statistische Analyse bietet neue Forschungserkenntnisse, wobei eine Generalisierung dieser erst durch weitere Fallbeispiele gegeben sein dürfte. Als Vorbild für ähnliche Forschungsvorhaben kann der methodische Ansatz herangezogen werden, wenn gleich eine ausreichende und aussagekräftige Quellenbasis als unbedingte Voraussetzung gelten muss. Doch bietet der innovative Ansatz tiefere Einblicke in die Wirkungsweisen des dörflichen Mikrokosmos zur NS-Zeit, bringt das Urteil einer nahezu flächendeckenden Organisiertheit der deutschen Bevölkerung ins Wanken und setzt Impulse für weitere ähnliche Projekte in der Landesgeschichte.

Corinna Malek

Martha SCHAD, Komm und setz dich, lieber Gast. Am Tisch mit Bertolt Brecht und Helene Weigel, Augsburg 2019, 208 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-946282-15-0, € 24,95.

Die bekannte Historikerin widmet sich auch mit diesem Buch, wie schon oft, einem Frauenthema. Tatsächlich steht weniger der aus Augsburg stammende „Stückeschreiber“ Bertolt Brecht im Fokus, sondern seine Ehefrau Helene Weigel. Diese spielte als enge Mitarbeiterin und herausragende Darstellerin insbesondere der Mutter Courage eine überaus wichtige Rolle im Leben des Theatermanns Bertolt Brecht. Dabei hebt Martha Schad neben der kongenialen Bühnenkünstlerin die ganz private Rolle Helene Weigels als virtuose Köchin hervor. Denn die aus Wien stammende Schauspielerin verwöhnte den Dichter und seine Gäste mit österreichischer Hausmannkost vom Tafelspitz bis zu Salzburger Nockerln. Be-

zügig der kulinarischen Details schöpft Martha Schad aus dem persönlichen Kochbuch Weigels und tradiert die vielfältigen Rezepte, die von Verlagsseite mit farbigen Fotografien ausgestattet wurden. Überhaupt ist die Bebilderung des Bands zur Biographie Weigels und ihrer Tochter Barbara Brecht-Schall geradezu üppig zu nennen. Wie immer beschränkt sich die Historikerin Martha Schad, die auch über Ludwig Thoma schon literaturgeschichtlich gearbeitet hat, nicht auf Sekundärliteratur, sondern geht mit Fortune, Fleiß und Findelglück *ad fontes* – in Nachlässen und Archiven. So erhält dann auch der Brecht-Kenner eine faszinierende Doppelbiographie des Künstlerpaares Brecht-Weigel.

Besonders zu Brechts Exiljahren thematisiert Martha Schad immer wieder dessen Heimweh nach Augsburg, beispielsweise bekannte jener im Dezember 1947 im kalifornischen Exil bei der Beschäftigung mit Hölderlin: „Ich finde schwäbische Tonfälle und gymnasiale Lateinkonstruktionen und fühle mich daheim“ (S. 99). In den USA ist der Satz von den konservativen Essgewohnheiten Brechts entstanden (S. 101): „Herr B. war sehr konservativ beim Essen und Trinken. Er verschmähte alles, was er in seiner Vaterstadt A. nicht gegessen hatte. Im Goldenen Westen der berühmten Staaten servierte man ihm ein auserlesenes Gericht, um ihn zu ehren. Er betrachtete es voll Misstrauen. Dann schob er denn Teller mit einer endgültigen Geste von sich und erklärte: ‚Das isst man in A. nicht.‘“ Bekannt ist auch Brechts Aussage vor dem berüchtigten McCarthy-Ausschuss, wo er mit gespielter Naivität und Augsburgischem *pidgeon english* die Kommission zum Narren hielt, wobei Brechts Tochter Barbara bestätigte, dass ihr Vater sonst ein viel besseres Englisch gesprochen habe, während andererseits Lion Feuchtwanger als kalifornischer Nachbar bei Brecht das schöne „Münchener Humanisten- und Augsburger Renaissance-Deutsch“ durchhörte (S. 106).

Neben der amerikanischen Exilzeit thematisiert Martha Schad nicht weniger ausführlich die folgenden Ostberliner Jahre. Sehr verdienstvoll ist darüber hinaus ein eigenes Kapitel über die berühmte Schauspielerin und Brecht-Interpretin Therese Giehse, deren Vorfahren dem schwäbischen Landjudentum entstammten (Hainsfarth und Ichenhausen). In der Summe erhält man einen soliden Überblick zu Brecht und den ihn umgebenden kongenialen Frauen. Wie alle Bücher Martha Schads ist auch dieses gründlich recherchiert und überaus ansprechend formuliert.

Klaus Wolf

Markus NAUMANN (Bearb.), *Souvenirs de captivité. Zeichnungen aus dem KZ-Außenlager Kempten* (Kataloge und Schriften der Museen der Stadt Kempten [Allgäu] 27) Friedberg 2020, 124 S., 76 Abb., ISBN 978-3-9820130-6-0, € 18.

Das Cover des vorliegenden Buches ist beklemmend: Links im Vordergrund der schlichten, aber präzise ausgeführten farbigen Zeichnung sieht man einen traurig dreinblickenden Mann, der auf einem Hocker steht. Er ist kahlgeschoren und trägt gestreifte, an einigen Stellen offenbar blutdurchtränkte Häftlingskleidung. Seine Hände sind hinter dem Rücken gefesselt. Vor seiner Brust hängt ein Schild mit der Aufschrift *Je me suis è vadé* [sic!] („Ich bin geflohen“). Dem Häftling gegenüber steht ein weiterer Mann. Er trägt eine ma-

kellose grüne Uniform mit passender Schirmmütze, lange schwarze Schaftstiefel und ein ebensolches Koppel. Sein Erscheinungsbild ist straff und selbstbewusst. Der Unterschied zu dem unglücklichen Häftling könnte kaum größer sein. Beobachtet wird die Szenerie von mehreren Männern, die in der rechten Bildhälfte gruppiert sind und angespannt strammstehen. Ihre Häftlingskleidung weist sie als Kameraden des Mannes auf dem Hocker aus. Offensichtlich hat man sie gezwungen, sich anzuschauen, was der Uniformierte ihrem Leidensgenossen bereits angetan hat und, so steht zu befürchten, auch noch antun wird. Die unheilvolle Stimmung, die über dem gesamten Bild liegt, lässt sich förmlich mit Händen greifen. Die gerade beschriebene Zeichnung ist nur eine von insgesamt 31 von derselben Feder gefertigten Illustrationen, die sich in dem von Markus Naumann verantworteten Katalog finden. Vorlage bildeten zwei äußerlich eher unscheinbare, inhaltlich dafür aber umso wertvollere Hefte, die das Stadtmuseum Kempten 2017 erwerben konnte. Sie entstanden in den Jahren 1944/45 im KZ-Außenlager Kempten und zeigen nicht mehr und nicht weniger als das alltägliche Leben in einem Konzentrationslager in all seinen meist brutalen, mitunter auch banalen Facetten.

Dass die beiden außergewöhnlichen Hefte überhaupt existieren, ist dem ehemaligen Lagerhäftling Paul Wernet (1922–2016) zu verdanken. Wernet war im lothringischen Sarreguemines (Saargemünd) deutsch- und französischsprachig aufgewachsen. Um sich dem zwangsweisen Dienst in der Wehrmacht zu entziehen, tauchte Wernet 1942 unter und schloss sich der Résistance an. Doch bereits Ende 1943 wurde er verhaftet und über diverse Zwischenstationen im August 1944 schließlich in das zum Dachauer KZ-Komplex gehörende Außenlager Kempten eingeliefert. Dort schloss er Freundschaft mit einem vermutlich niederländischen Häftling, der Wernet aus Dankbarkeit für geleistete Dolmetscherdienste die beiden illustrierten Hefte schenkte. Wernet gelang es, die Kladden über Kriegs- und Nachkriegswirren bis in die Gegenwart zu retten. Vor einer Veröffentlichung allerdings scheute er lange zurück. Zu sehr fürchtete er, die Zeichnungen könnten als Verharmlosung der KZ-Haft missverstanden werden. Erst zum Ende seines Lebens änderte er seine Haltung. Wernets Wunsch war es nunmehr, dass die Illustrationen dorthin zurückkehren sollten, wo sie entstanden waren. Die zurückliegenden sieben Jahrzehnte hatten allerdings ihre Spuren hinterlassen. Beide Hefte waren konservatorisch angegriffen und nicht dafür geeignet, der Öffentlichkeit im Original zugänglich gemacht zu werden. Insofern war es naheliegend, dass die Stadt Kempten eine andere Lösung wählte. Ausgewählte Ansichten aus beiden Heften werden seither als Reproduktionen im Stadtmuseum ausgestellt. Für all diejenigen hingegen, die nicht selbst nach Kempten kommen können oder sich einen Überblick über sämtliche in denen Heften enthaltenen Zeichnungen verschaffen möchten, ist der vorliegende Katalog gedacht.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile, von denen der erste der historischen Einführung in die Thematik dient. Ausgiebig und auf breiter Quellenlage beleuchtet Naumann die Biografie Wernets sowie die Geschichte des KZ-Außenlagers Kempten und des dortigen Häftlingseinsatzes. Vorgestellt wird auch der maßgebliche Ort von Wernets Zwangsarbeitsort, die damalige Kemptener Tierzucht- und heutige Allgäu-halle. Im Auftrag von BMW, so erfährt man, ließ die Helmuth Sachse KG dort sogenannte Kommandogeräte, die wesentliche Funktionen von Flugzeugmotoren selbstständig regelten, anfertigen. Schi-

kanen und Versorgungsschwierigkeiten waren auch in Kempten gang und gäbe. Auch hierüber gibt der dieser Katalogteil detailliert Aufschluss. Dass die, wie Wernet, überwiegend aus Frankreich stammenden KZ-Häftlinge Kempten trotzdem als *gut Kommando* (S. 32) bezeichneten, sagt mit wenigen Worten viel über die alltägliche Brutalität und Barbarei im deutschen KZ-System aus. Der zweite Abschnitt des Katalogs enthält den eigentlichen Bildteil. Auf der rechten Hälfte einer jeden Doppelseite ist jeweils eine der Ansichten aus den beiden Heften zu sehen, auf der linken Hälfte die dazu gehörende kontextualisierende Bildbeschreibung. Wo immer möglich, werden den handgefertigten Illustrationen Fotografien der dort dargestellten Örtlichkeiten gegenübergestellt. Die ohnehin schon plastischen Zeichnungen gewinnen dadurch abermals an Anschaulichkeit. Es ist kaum sinnvoll, im Rahmen dieser Besprechung einzeln auf all die Abbildungen einzugehen, die in den beiden Heften enthalten sind. Wie weiter oben schon angedeutet, liegen echtes Grauen und falsche Idylle oft dicht nebeneinander. Dramatischen Zeichnungen, welche die Häftlinge nach einem Bombenangriff beim Bergen eines Blindgängers, bei erniedrigenden Leibesvisitationen oder beim demütigenden Antreten auf dem Appellplatz zeigen, stehen Abbildungen gegenüber, die etwa das gemeinsame Essen oder sogar die Vorbereitung und Durchführung einer Weihnachtsfeier zeigen. Wichtiger ist es insofern, sich noch einmal vor Augen zu führen, worin die eigentliche Besonderheit der Zeichnungen besteht: Darin nämlich, dass sie uns einen authentischen, nicht durch spätere Erlebnisse veränderten Blick auf den Alltag in einem deutschen KZ-Außenlager in den Jahren 1944/45 aus Sicht eines einzelnen Häftlings gewähren. Es ist Markus Naumann zu danken, diese einzigartige historische Quelle mustergültig aufbereitet zu haben.

Peter Keller

Nicole BICKHOFF/Wolfgang MÄHRLE (Hg.), *Romantik in Württemberg* (Geschichte Württembergs. Impulse der Forschung. Schriftenreihe des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins 6) Stuttgart 2020, 254 S., 20 farb., 17 sw. Abb., ISBN 978-3-17-039340-0, € 28.

Der Band mit seinen elf Beiträgen geht auf eine Tagung des Arbeitskreises für Landes- und Ortsgeschichte im Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine im Juni 2018 anlässlich der Feierlichkeiten zum 175-jährigen Jubiläum des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins in Stuttgart zurück. Die Beiträge zeigen, dass auch in Württemberg die Leitvorstellungen der Romantik nach 1800 auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Neben Uhland und Kerner sind Gustav Schwab, Karl Mayer, Wilhelm Hauff und Eduard Mörike zu nennen. Trotz der klassizistischen Prägung der bildenden Künste unter König Wilhelm I. in Stuttgart wurden Werke anderer Kunstrichtungen geschaffen, doch hat die geringe Förderung romantischer Ideale keine Spitzenleistungen hervorgebracht. Die Romantik übte aber einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Entwicklung der geisteswissenschaftlichen Fächer aus.

Der erste Beitrag widmet sich der „Architektur der Romantik in Württemberg“ (Klaus Jan PHILIPP). Architektur als „romantisch“ zu charakterisieren war natürlich erst seit der

Romantik möglich, hatte aber ihren Ursprung im frühen 18. Jahrhundert. Die Wirkung der Baukunst wurde seit den späten 1780er-Jahren in Deutschland diskutiert und zu einer Theorie über den Charakter der Gebäude verfestigt. Dabei spielte auch die Landschaft eine Rolle. Die „Wissensgeschichte des Burgenbaus“ wird eingehend erörtert, um dann zu den „Baustile(n) in Württemberg“ zu gelangen und zuletzt Schloss Lichtenstein zu beschreiben. Der Aufsatz „Die Bildende Kunst der Romantik in Württemberg und ihre Definitionsproblematik“ (Wolf EIERMANN) kommt zum Ergebnis, dass die englische Vedutengraphik zum Vorbild der deutschen wurde. Der Beitrag „Romantisch ja, Romantik nein. Tradition und Moderne der württembergischen Hofmusik im 19. Jahrhundert“ (Reiner NÄGELE) behandelt die Musikentwicklung der Residenz. Der württembergische Hof zögerte – nach dem Ausscheiden Niccolò Jommellis als Oberkapellmeister 1769 – lange Zeit, sich der Moderne zu öffnen, was erst Anfang der 1790er-Jahre geschah. Das weitere Musikleben des württembergischen Hofes wurde zwischen 1819 und 1856 von Peter Lindtpaintner geprägt, doch hat dieser trotz seiner Bedeutung wie die meisten Zeitgenossen über seine Lebensspanne nicht hinausgestrahlt. Friedrich Silchers „romantische“ Volkslieder (Friedhelm BRUSNIAK) zeigen den Tübinger Musikdirektor als Erfinder und Bearbeiter volkstümlicher Melodien und sein Wirken, das seit 1989 in der Forschung differenzierter betrachtet wird. Die „Schwäbische Orgelromantik“ wird am Beispiel des „Orgelbauers Eberhard Friedrich Walcker und seiner Schüler“ (Roland EBERLEIN) behandelt. Aus Schwaben stammen wenige, heute zumeist vergessene romantische Orgelkomponisten, doch ging die deutsche Orgelromantik zu einem wesentlichen Teil – wegen des Orgelbauers Walcker (1794–1872) – von Württemberg aus. Walcker erhielt 1827 den Auftrag zum Neubau der Orgel der Paulskirche in Frankfurt, die ihn nach ihrer Fertigstellung 1833 weithin bekannt machte. Er erhielt immer wieder Aufträge zum Bau großer Orgeln, hat aber weiterhin auch kleine gebaut. Vor allem ging aus seiner Werkstatt eine Reihe von Orgelbauern hervor, die eigene Firmen gründeten. Von den unter seiner Leitung entstandenen 272 Orgeln haben sich wenige erhalten, weil diese zwischen 1925 und etwa 1975 meist überarbeitet wurden.

Wilhelm Hauffs Märchenalmanache (Barbara POTTHAST) werden in ihren Erzählzyklen vorgestellt, die an bis in die Antike zurückreichende Traditionen anknüpfen. In Hauffs Märchen hat die Verwandlung die dynamische Umgestaltung der alteuropäischen Gesellschaft nachempfunden und sogar revolutionäre Züge gezeigt. Heinrich Heines erbitterter Streit mit der schwäbischen Dichterschule ab 1836 (Gunnar OCH) wird in Einzelheiten geschildert. Der Beitrag „Das Cotta'sche ‚Morgenblatt‘, die Romantik und die Schwaben“ (Helmuth MOJEM) erschließt in „einer Gegenüberstellung“ das Verhältnis der schwäbischen Romantik zum Cotta-Verlag. Während die schwäbische Romantik an Tübingen gebunden blieb, versuchte das Morgenblatt als bedeutendstes Kulturjournal Deutschlands im 19. Jahrhundert den romantischen Impulsen entgegenzutreten. Das aus studentischem Geist entstandene Sonntagsblatt wurde von Ludwig Uhland, Justinus Kerner und Gustav Schwab dem Morgenblatt gegenübergestellt. Die Unterschiede der drei Protagonisten werden dabei herausgearbeitet. Die beiden Blätter haben sich teilweise überschritten, doch ihren eigenen Charakter behalten. Die „Schwäbische philologische Romantik“ (Stefan KNÖDLER) wurde in ihrem zusammenfassenden Begriff von den betroffenen Dichtern zwar abgelehnt, hatte aber in dem von Ludwig Uhland 1830–1832 in Tübingen abgehaltenen

Seminar „Stylistikum“, wo Aufsätze und Gedichte der Studenten besprochen wurden, eine lang nachwirkende Bedeutung. Das bei den ersten Romantikern ausgeprägte philologische Interesse wurde ab 1805 in Tübingen von dem Freundeskreis um Uhland und Kerner aufgenommen. Uhland hat nach Studien in Paris sein Verständnis als Philologe entwickelt. In seinem inneren Ringen zwischen Dichter, Politiker und Philologe hat er sich erst nach dem Scheitern des Parlaments der Paulskirche wieder der Philologie zugewandt. Seine Forschungen waren von romantischen Vorbildern geprägt, was er an seine Schüler weitergab.

Die Schwäbische Alb war im Königreich Württemberg zu einer zentralen Landschaft geworden, wie sich aus dem Beitrag „Die schwäbische Alb in der Romantik aus landeskundlicher Sicht“ (Roland DEIGENDESCH) ergibt. Zum Wahrzeichen der Romantik, der historischen Architektur, aber auch der Schwäbischen Alb wurde das 1839–1842 erbaute Schloss Lichtenstein. Der Beitrag „Württembergs letzter Ritter. Wilhelm Herzog von Urach Graf von Württemberg und die Romantik“ (Wolfgang MÄHRLE) fragt nach Prägungen und Lebensstil des Bauherrn. Der bislang außerhalb des Forschungsinteresses stehende Fürst wird in seinem Leben und Handeln untersucht und gewürdigt. Das Buch schließt mit einer Beschreibung des Festakts zum 175-jährigen Bestehen des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins, dem Abdruck der Festreden und dem Beitrag Rüdiger SAFRANSKIS „Romantik als Epoche und als Haltung“. Der Band führt die Romantik in Württemberg in eine neue Bewertungsphase ein, die indirekt weit über Württemberg hinausführt und damit ein würdiges Thema des 175-jährigen Jubiläums des geschichtsforschenden Landesvereins darstellt, das gleichzeitig aber auch den maßgeblichen Gründer des Vereins und Erbauer des Schlosses Lichtenstein, Herzog Wilhelm von Urach, würdigt. Etwas bedauerlich ist dabei der in den Beiträgen eher auf Württemberg als auf den schwäbischen Siedlungsraum zentrierte Blick.

Immo Eberl

Epochenübergreifend

Katharina WEIGAND (Hg.), Eine Reise durch Bayern, München 2020, 548 S., 1 Karte, ISBN 978-3-8316-4859-7, € 39.

Der vorliegende Band „Eine Reise durch Bayern“ ist siebter und letzter Teil einer Reihe von Veröffentlichungen zur Bavaristischen Ringvorlesung an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Diese im Sommersemester 2000 begonnene und im Wintersemester 2012/13 abgeschlossene Reihe war bei den Studierenden so populär, dass sie als „die beliebteste Geschichtsstunde Münchens“ erinnert wird. Die Herausgeberin, Katharina Weigand, lehrt als Akademische Rätin Bayerische Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München und organisierte diese Reihe, deren Vorträge auch auf ARD-alpha ausgestrahlt wurden. Darüber hinaus hat sie die Ringvorlesungen in einer gleichnamigen Buchreihe publiziert und damit einem deutlich breiteren Publikum zugänglich gemacht.

Ausgehend von dem Desiderat der historischen Betrachtung geschichtsträchtiger Orte in Bayern, an denen sich in besonderer Weise die Landesgeschichte kristallisiert hat, werden das Wirken bedeutender Menschen, zukunftsweisende Entwicklungen wie auch Stätten dynastischer, machtpolitischer und wirtschaftspolitischer Prozesse beleuchtet. Anhand von 23 Beiträgen werden der Leserschaft Einblicke quer durch alle Epochen, vom frühen Mittelalter bis in die heutige Zeit geboten. Die Einleitung der Herausgeberin und der abschließende Beitrag des Initiators Hans-Michael KÖRNER bilden den Rahmen für ein breites Spektrum quer durch die bayerische Geschichte.

Innerhalb dieses Rahmens finden sich Beiträge zu Scheyern und den „Anfängen des Hauses Wittelsbach“ (Michael STEPHAN) und Fürth mit einer Erkundung eines Vorortes „der bayerischen Industrialisierung im 19. Jahrhundert“ (Werner K. BLESSING), zu Berchtesgaden als Ort „zwischen Bayern und Salzburg“ (Johannes LANG) und Flossenbürg als „europäischem Erinnerungsort“ (Jörg SKRIEBELEIT), zu Nürnberg im „Glanz der Dürerzeit“ (Peter FLEISCHMANN) sowie auch zu Bad Tölz und dem „Heimatschutz im ausgehenden 19. Jahrhundert“ (Jörg ZEDLER). Es erscheinen Orte aus sämtlichen bayerischen Regionen – so werden auch mehrere Orte Bayerisch-Schwabens in den Blick genommen. Die schwäbische Perspektive ist vertreten mit Aufsätzen zu Augsburg, Nördlingen, Dillingen sowie Irsee; diese Erinnerungsorte werden im Folgenden ausführlicher betrachtet. Mit Augsburg als der „Fuggerstadt“ und dem Bild der Reichsstadt befasst sich Regina DAUSER in vier Schritten: Zur Orientierung beginnt das Kapitel mit einem kurzen Überblick zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der Reichsstadt zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Nach einer Vorstellung des Aufstiegs der Familie Fugger folgt eine Darstellung zeitgenössischer Quellen zur Bedeutung der Fugger und ihrer Handelsgesellschaft für die Stadt. Anhand der Aufzeichnungen des zeitgenössischen Chronisten und Kaufmanns Wilhelm Rem, des Benediktinermönchs Clemens Sender, einzelner protestantischer Chronisten wie des Handelsdieners Georg Kölderer macht Dauser die Ambivalenz zwischen den Fuggern und der Augsburger Bevölkerung deutlich. Auch über Reiseberichte und biographische Notizen nähert sich der Beitrag den Fuggerschen Wohn- und Geschäftsgebäuden und städtebaulichen Attraktionen wie dem Rathaus, dem Zeughaus und den Prachtbrunnen und damit auch der Stadt als Handels- und Bankenplatz. Den Abschluss bildet ein Blick auf die Langzeitwirkungen der Verbindung zwischen den Fuggern und der Stadt Augsburg.

Unter dem Titel „Eine Reichsstadt wird bayerisch“ befasst sich Wilfried SPONSEL mit der wechselhaften Geschichte der ehemals freien Reichsstadt Nördlingen. Ausgehend von den Schilderungen des Chronisten Christian Gottfried Sylvester Ammerbacher, schildert der Beitrag die Ereignisse des Jahres 1802, in denen innerhalb weniger Wochen „völlig neue politische Verhältnisse geschaffen wurden“ (S. 269). Der Leser erfährt interessante Details zur gesellschaftlichen und finanziellen Situation wie des Verwaltungssystems der Stadt. Sponzel geht auf mögliche Motive politischer Befürworter und Gegner des Regierungswechsels und die damit verbundenen politischen, administrativen, juristischen und religiösen Veränderungen samt personalen Wechsel ein. Abschließend wird die Bedeutung der Zäsur für die Zentralitätsfunktion für die Stadt als Messe- und Handelsort und die Hoffnungen der Nördlinger Bürger auf „das Glück der Ruhe, des dauerhaften Friedens und des Wohlstandes“ (S. 289) diskutiert. Sehr gewinnbringend ist der Vergleich der mi-

litärischen und zivilen Inbesitznahme Nördlingens mit ähnlichen Prozessen in anderen Reichsstädten Bayerns und die Einordnung der Situation der Stadt am Vorabend der Mediatisierung.

Als weitere Stadt Schwabens betrachtet Rolf KIESSLING Dillingen und die Universität der Jesuiten. Der Autor nähert sich der Thematik über Georg Stengels Theaterstück *Otho redivivus*, das die Konfrontation der beiden konkurrierenden Konfessionen thematisiert und über die theologische Verurteilung der Gegenseite auf die Ausbildung neuer Eliten als Instrument verweist. Diesem Einstieg über die Metaebene folgt der Blick auf die Bedeutung der Universitätsgründung für die Entwicklung der Stadt Dillingen wie auch für die Bildungsgeschichte. Nach einer kurzen Skizzierung der städtischen Bildungslandschaft und der Darstellung der Gründerjahre der Universität als „erste katholische Universitäts-Neugründung im deutschen Sprachraum“ (S. 160) gegen Mitte des 16. Jahrhunderts diskutiert Kießling die Wirkungen der Universität im deutschen und europäischen Kontext wie auch ihre regionale Funktion. Als eindrucksvolle Erfolge werden nicht zuletzt circa 30.000 Studenten angeführt, die in Dillingen bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert ausgebildet wurden, aus deren Reihen insgesamt 43 spätere Bischöfe und 512 spätere Domkanoniker stammten. Abschließend richtet sich der Fokus wieder auf den Stellenwert der Universität in der städtischen Kommune.

Mit einem speziellen Blick auf die Entwicklung eines Bildungsortes der katholischen Aufklärung hin zur Schwabenakademie im Schwäbischen Bildungszentrum befasst sich Markwart HERZOG mit Irsee im Allgäu. Der Beitrag konzentriert sich vor allem auf die Geschichte des Klosters Irsee in drei Epochenschritten: Zunächst etwa 620 Jahre als Benediktinerkloster, später circa 120 Jahre als psychiatrische Anstalt und seit 50 Jahren als Tagungshotel mit Akademie. Nach dieser chronologischen Abfolge strukturiert sich auch der Beitrag. Herzog beschreibt Gründungsphase und Hochzeit des Klosters, die sich in der Architektur des 18. Jahrhunderts widerspiegelt – eine Phase, in der das „Benediktinerstift (in) seiner volle(n) wissenschaftliche(n) und künstlerische(n) Blüte“ (S. 213) stand. Die Beteiligung der Irseer Mönche am wissenschaftlichen Diskurs ihrer Zeit kristallisiert sich an Fachpublikationen und Bildungsangeboten im Geist der katholischen Aufklärung. Herzog beschreibt die spätere Geschichte des Hauses als Pflegeanstalt für chronisch und psychisch kranke Menschen im Spannungsfeld einer reformorientiertem psychiatrischen Versorgung und einer von der nationalsozialistischen Gesundheitspolitik geprägten Einrichtung. Insbesondere die ambivalente Rolle des Psychiaters Valentin Falthäuser und Handeln in der NS-Zeit in der Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren-Irsee als ein Zentrum „einerseits für Krankenmorde, andererseits für modernste Therapien“ (S. 219) werden differenziert dargestellt und reflektiert. Nach einem Blick auf die in Irsee gelebte und gestaltete Erinnerungskultur beleuchtet Herzog die Rolle der heutigen Bildungsinstitution und des vielfältigen Bildungs-, Kultur- und Tagungsprogramms der Schwabenakademie, das bewusst an das Erbe der katholischen Aufklärung anknüpft und die geistige Tradition des Ortes weiterträgt.

Mit der zwar nicht mehr zum heutigen Regierungsbezirk Schwaben gehörenden, doch als einflussreich geltenden Stadt Neuburg an der Donau im historischen Kreis Schwaben und Neuburg, befasst sich Reinhold BAUMSTARK. Als Ort weit gespannter politischer

Auseinandersetzungen und gleichzeitigem Zentrum außerordentlichen höfischen Glanzes wird die Residenz der Pfälzer Wittelsbacher auch als „Bühne der Dramen von Aufstieg und Fall, von Expansion wie Einschränkung fürstlicher Macht“ (S. 94) verstanden. Die Darstellung der Geschichte Neuburgs beschränkt sich auf exemplarische Ausschnitte, die zugleich als Brennpunkte gelten können und Schlüsselstellungen von weiterführender Konsequenz einnehmen. Dazu fokussieren Baumstarks Ausführungen zum einen die Phase des frühen 16. Jahrhunderts sowie die zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Neuburgs Aufstieg wird eingeordnet auf der Bühne überregionaler Prozesse in der Folge des Landshuter Erbfolgekrieges. Baumstarks Beitrag zeichnet das Bild einer wechselvollen Geschichte anhand der Physiognomie eines denkwürdigen Erinnerungsortes.

Neben den hier geschilderten regionalen Aspekten und überregionalen Zusammenhängen findet die interessierte Leserschaft in diesem Band Beiträge zu religiösen wie religionspolitischen Komponenten der Geschichte Bayerns. So findet die interessierte Leserschaft Beiträge zur Ortenburg, dem „protestantischen Vorposten im katholischen Herzogtum“ (Tobias APPL), nach Münnertstadt angesichts des „Sieges der Gegenreformation unter Fürstbischof Julius Echter“ (Johannes MERZ) oder den Passionsspielen in Oberammergau (Manfred EDER). Weitere Themenschwerpunkte bilden der Umbruch vom 18. auf das 19. Jahrhundert sowie technische Innovationen in Bayern und die von ihnen ausgelösten Folgen. Zu betrachteten technischen Errungenschaften gehören das „Salz und Salzhandel seit dem frühen Mittelalter“ in Bad Reichenhall (Hermann RUMSCHÖTTEL), der Ludwigskanal „zwischen Fossa Carolina und europäischer Großwasserstraße“ (Hannelore PUTZ) wie das Walchenseekraftwerk und dessen Auswirkungen „zwischen Techniqueuphorie und Naturzerstörung“ (Wilhelm FÜSSL). Abschluss des Bandes bildet der Beitrag und gleichzeitige Abschiedsvorlesung des Spiritus Rector und langjährigen Leiter der Bavaristischen Ringvorlesung Hans-Michael Körner, der über den Ort seiner Kindheit Furth im Wald als „Stadt an der Grenze“ sprach.

Zusammenfassend lässt sich schließen: Die Beiträge ermöglichen einen breiten, multiperspektivischen Einblick in Epochen und Schwerpunkte bayerischer Landesgeschichte. Den Lesenden wird nicht nur spannendes Wissen zu lokalen und regionalen Aspekten vermittelt, sie erhalten darüber hinaus über beinahe vergessene Aspekte bayerischer Beziehungen mit den europäischen Nachbarn. Gleichzeitig wird die Zusammenstellung dieses Bandes dem Anspruch gerecht, einerseits möglichst alle Epochen der Geschichte Bayerns, vom Frühmittelalter bis an die Gegenwart heran, und andererseits alle Regionen des heutigen Freistaats relativ gleichberechtigt zu berücksichtigen. Auf dieser historischen Reise durch Bayern eröffnet sich die Möglichkeit, bislang unbekannt, spannende und zum Teil überraschende Geschichte(n) zu erkunden. Insgesamt ist es der Herausgeberin gelungen, die Leser über die exemplarische Stippvisiten in eine kurzweilige Geschichte quer durch die Jahrhunderte mitzunehmen. Die Leserschaft darf einen unterhaltsamen und abwechslungsreichen Band einer regionalen Reihe von überregionalem Interesse erwarten, dem man eine breite Rezeption wünschen darf.

Felicitas Söhner

Sigrid HIRBODIAN/Rolf KIESSLING/Edwin Ernst WEBER (Hg.), *Herrschaft, Markt und Umwelt. Wirtschaft in Oberschwaben 1300–1600* (Oberschwaben. Forschungen zu Landschaft, Geschichte und Kultur 3) Stuttgart 2019, 384 S., 63 Abb., 10 Tab., ISBN 978-3-17-037333-4, € 29.

Beginnend mit einer historischen Lagebeschreibung Oberschwabens zwischen Schwarzwald und Lech auf der einen und zwischen Bodensee und Schwäbischer Alb auf der anderen Seite, führen die drei Herausgeber in den Band ein. Die Begründung für dieses Werk liegt in der methodischen Herangehensweise wie in der Forschungsstrategie. Durch den vorliegenden Sammelband – darin sind 14 AutorInnen vereint – sollen die Tagungsergebnisse der vom 8. bis 10. Oktober 2015 in der Schwäbischen Bauernschule/Bad Waldsee veranstalteten Tagung zusammengefasst und präsentiert werden. Die gute Ausstattung, dank Hardcover und 63 meist in Farbe dargebotenen Abbildungen, samt 10 Tabellen, ist sicher das Verdienst der Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur, in deren Reihe der Band erschienen ist. Die Ökonomiegeschichte Oberschwabens zwischen 1300 und 1600 gibt den Leitfaden der wissenschaftlichen Überlegungen vor. Drei große Sektionen, die dem Buchtitel folgen, lauten: „Umwelt und Bevölkerung“ (S. 13–78), „Die Akteure: Klöster, Adel, Städte, Bauern, Juden“ (S. 79–244) und „Märkte und Gewerbe“ (S. 245–352). In dieses Gerüst fügen sich die 14 Beiträge und finden im „Anhang“ (S. 353–364) einen abrundenden Tagungsbericht. Innerhalb der Untersuchungen spiegelte die Epochengrenze um 1500 eine zentrale methodische Überlegung, denn während die Spätmittelalterforschung die Agrarkrise in den Fokus rückte, liegt das Augenmerk der Frühneuzeitforschung eher auf der „Kleinen Eiszeit“ und ihren ökonomischen wie sozialen Folgen. Dazu wollte man nun einen übergreifenden Kontext zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit schaffen. Ferner war es ein Anliegen, stadt- und agrarhistorische Ansätze einzubinden, die die Gesellschaft in ihren Studien erforschen. Ein drittes großes Aufgabenfeld stellte die Abhandlung der strukturgeschichtlichen sowie aktueur- und handlungsorientierten Forschung dar, bei der Umwelt- und Bevölkerungsgeschichte in Wechselwirkung stehen. Handelnde auf der einen und städtische sowie ländliche Ökonomie auf der anderen Seite prägten die Denkanstöße. Bei der Erforschung des als „Leuchtturm“ (S. 9) deklarierten Themenkomplexes spielen an dieser Stelle natürlich die Märkte als Knotenpunkte zwischen Stadt und Land eine nicht unbedeutende Rolle.

Während Josef MERKT „Aspekte von Klima und Umwelt in Oberschwaben im Spätmittelalter (S. 13–36) untersucht – er stellt unter anderem klar, dass die „Kleine Eiszeit“ die agrarische Gesellschaft „nicht nur begleitet, sondern getriggert und getragen hat“ (S. 34) –, widmet sich Peter RÜCKERT der „Landnutzung und Landschaftsentwicklung im deutschen Südwesten im Mittelalter“ (S. 37–52). So hält er fest, dass um 1500 eine regelrechte Trendwende in der Kulturlandschaft zu verbuchen ist. Landnutzung in Verbindung mit Textilwirtschaft (Karl Borromäus MURR u. a. [Hg.], *Die süddeutsche Textillandschaft. Geschichte und Erinnerung von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart*, Augsburg 2011), herrschaftliche und ökonomische Ideen zur Umweltgestaltung und die Handelnden sollten weiterführende Diskussionsaspekte liefern. Im Anschluss daran zeigt Wolfgang SCHEFFKNECHT „Klima, Pest und Bevölkerungsentwicklung im Bodenseeraum

vom 14. bis frühen 17. Jahrhundert“ (S. 53–76) auf. Ergebnis seiner Darstellung ist die Verantwortlichkeit von Pest, Epidemien, Kriegen und Klima für die demographische Entwicklung des Bodenseeraums. Die zweite Sektion wird von Katherine BRUN in deutscher Übersetzung aus dem Englischen mit dem Thema „Wirtschaftlicher Wohlstand. Eine Tugend des Zisterzienserklosters in Salem?“ (S. 79–102) eingeläutet. Die Klosterreichtümer und deren Verwaltung zwischen 1300 und 1600 stehen hier im Fokus, wenngleich neuere Forschungsansätze zur Reichsabtei fehlen (zur Auswahl: Werner RÖSENER/Peter RÜCKERT [Hg.], *Das Zisterzienserkloster in Salem und seine Blüte unter Abt Ulrich II. von Seelfingen [1282–1311]* [Oberrheinische Studien 31] Ostfildern 2014; Wolfgang WÜST, *Für Kaiser, Kreis und Reich? Orientierungslinien und Bezugsfelder süddeutscher Zisterzienser in der Frühmoderne*, in: ZHVS 104 [2011] S. 201–228, betr. insbesondere die Reichsabtei Salem). Danach beschäftigt sich Edwin Ernst WEBER mit „Herrschaft, Besitz und Einkünfte der Grafen von Zimmern und der Grafen von Hohenzollern-Sigmaringen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts“ (S. 103–144). Am Ende seines Textes resümiert er das Bild der adeligen Herren, die auch wirtschaftspolitisch agierten, um Stand, Rang und Ehre zu erhalten. Manfred WASSNER zeichnet einen Abriss mit dem Titel: „Geschäfte, Dienst und Herrschaft: Aspekt der wirtschaftlichen Basis des niederen Adels um 1500 am Beispiel der Familie Speth“ (S. 145–158). Daran wird deutlich, wie wesentlich die Herrschaftsrechte der Familie im Hinblick auf ökonomisches Handeln waren. Im Beitrag von Stefan SONDEREGGER „Landwirtschaftliche Spezialisierungen in der Region Ostschweiz und ihre Bedeutung für den interregionalen Austausch zwischen Oberschwaben und der Ostschweiz“ (S. 159–182) geht es um ökonomische Transition zwischen Oberschwaben und der Ostschweiz im 17. und 18. Jahrhundert. Aspekte, wie etwa textile Heimarbeit einzelner Kantone, Exportprodukte oder Spezialisierung der Viehwirtschaft rücken in den Forschungsmittelpunkt. Hierauf stellt Martin ZÜRN „Herrschaft, Familie, Gemeinde und Markt. Bäuerliche Handlungsfelder im späten 16. und im 17. Jahrhundert an Fallbeispielen aus dem nördlichen Oberschwaben“ (S. 183–226) dar. Beim Lesen dieses Beitrags erfährt man, wie Herrschaftsbindung und Marktorientierung historisch zusammenhängen. Den Abschluss der zweiten Sektion bildet Stefan LANG mit seinem Text zu „Kredit, Handel und Gericht. Rahmenbedingungen jüdischen Wirtschafts- und Soziallebens in Oberschwaben (1300–1600)“ (S. 227–242). Beachtung hätten hier unter anderem Wolfgang Wüst (Burgau und die habsburgische Städtepolitik in Vorderösterreich, in: Franz QUARTHAL/Gerhard FAIX [Hg.], *Die Habsburger im deutschen Südwesten. Neue Forschungen zur Geschichte Vorderösterreichs*. Stuttgart 2000, S. 137–152), Michael TOCH (Spätmittelalterliche Rahmenbedingungen jüdischer Existenz. Die Verfolgungen, in: Sabine HÖDL/Peter RAUSCHER/Barbara STAUDINGER [Hg.], *Hofjuden und Landjuden. Jüdisches Leben in der Frühen Neuzeit*, Wien 2004, S. 19–64) sowie weitere Arbeiten von Johannes Mordstein, Gemeindearchivar in Buttenwiesen als ehemaligem Judenort, verdient.

Den Beginn der dritten Sektion markiert Anke SCZESNY mit „Der Strukturwandel der oberschwäbischen Textillandschaft im 15. und 16. Jahrhundert. Kulturgeschichtliche Aspekte“ (S. 245–268). Alltagspraxis und wechselseitiges Vertrauen sind unabdingbar, wenngleich Anpassung des Einzelnen an Strukturwandel und moderne Entwicklungstendenzen

relevant ist. Danach beschäftigt sich Franz IRSIGLER mit dem Thema „Getreidemärkte und Getreidepreise in Oberschwaben“ (S. 269–286). So galt die Getreideversorgung hauptsächlich den Tages- oder Wochenmärkten. In Oberdeutschland gab es nach 1315/17 wohl wenig extreme Preisanstiege, soweit das Getreide betroffen war. Anschließend fasst Anna-Maria GRILLMAIER aus ihrer hochinteressanten Dissertation zusammen: „Ochsenimport und Fleischversorgung in Oberschwaben im 15. und 16. Jahrhundert“ (S. 287–312). Sie beantwortet die Frage, inwiefern die Ochsen aus dem Fernhandel in Oberschwaben zur Fleischversorgung nötig waren und wie es um den Fleischkonsum stand. Im Anschluss behauptet Michael BARCZYK „Reich ist, wer sich satt essen kann. Bemerkungen zum mittelalterlichen Essen und Trinken in Oberschwaben“ (S. 313–321). Im Unterschied zur heutigen Esskultur – man isst schließlich auch mit den Augen – hält er fest, dass es nicht nur um das Sattwerden ging, sondern Lust und Abwechslung die Gegenwart prägten. Bereits Ernst Schubert stellte 2009 in „Hirsebrei und Nonnenfürze. Leben und Essen im Mittelalter“ und schon 2006 in „Essen und Trinken im Mittelalter“ fest, dass Getreide-reichtum in Form von Brei und Brot der Fleischarmut gegenübersteht. Spätmittelalterliches reglementiertes Schlachter- und Metzgerhandwerk bleiben hier leider außen vor. Der letzte Autor der dritten Sektion ist Rolf KIESSLING mit „Im Spannungsfeld von lokalem und europäischem Fernhandel. Oberschwaben als Wirtschaftsregion der Vormoderne“ (S. 323–350). Während auf der einen Seite „Weberdörfer“ dominieren, gab es auf der anderen Seite eine Spezialisierung hin zur Wein- und Getreideproduktion. Überlappung und Diversität liegen nahe beieinander, gleichwohl läge der Wendepunkt um 1500 – gilt dies als allgemeingültig, wären weitere Ausführungen wünschenswert gewesen.

Summa summarum kann der vorliegende Sammelband als äußerst lesenswert gelten, abwechslungsreich durch viele farbige Bilder und Tabellen und last but not least durch das neben dem zusammenfassenden Anhang (S. 353–364) von Edwin Ernst Weber erstellte Orts- und Personenregister als Orientierungsstütze. Ein vergleichender landeshistorischer Ansatz wäre zum Schluss über die dargebotenen Ergebnisse hinaus sicher ein Zugang, um noch tiefer in die Materie einzutauchen, wobei Martin KNOLLS fundierte wissenschaftliche Bereicherung (Umwelt – Herrschaft – Gesellschaft. Die landesherrliche Jagd Kurbayerns im 18. Jahrhundert, St. Katharinen 2004) eine Säule oder das von der DFG geförderte, interdisziplinär angelegte Projekt der TU Darmstadt unter der Leitung von Antje Schwalb und Matthias Hinderer „Auswirkungen mittelalterlicher bis frühneuzeitlicher Stadtentwicklung auf Gewässer am Beispiel von Bad Waldsee“ (ab 2020, zunächst für drei Jahre) eine zweite Säule darstellen könnten.

Sabine Wüst

Armin SCHLECHTER, *Gesammelt – zerstreut – bewahrt? Klosterbibliotheken im deutschsprachigen Südwesten* (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B 226) Stuttgart 2021, VIII + 307 S., 57 sw. Abb., 10 Farbt., ISBN 978-3-17-037425-6, € 28.

Als Ignaz Speckle im Juni 1816 „sein“ aufgehobenes Kloster, St. Peter im Schwarzwald, dem er als letzter Abt bis zur Säkularisation vorgestanden war, besuchte, war er entsetzt. Die Gebäude des ehemaligen Benediktinerkonvents waren zum Militärspital umfunktioniert worden, was aber Speckle besonders bedrückte: Von der berühmten Bibliothek war nicht mehr viel übrig. Der anzuzeigende, auf eine Tübinger Tagung des Jahres 2015 zurückgehende Sammelband bietet insgesamt Ausleuchtungen zu ganz unterschiedlichen Aspekten – zur Öffnung monastischer Schriftlichkeit hin zur Laienkultur am Ausgang des Mittelalters, zum Umgang evangelischer Reichsstädte (Nürnberg, Augsburg, Memmingen, Windsheim, Heilbronn u. a.) mit dem Büchererbe aus den aufgelassenen Klöstern und Stiften oder zum Tauziehen zwischen badischem Staat und katholischer Kirche um die Verwendung der Bibliotheksbestände nach der großen sozial-wirtschaftlichen Umwälzung um 1800. Wie bei einem derart weiten Thema und einer derart vielgestaltigen historischen Kloster- und Stiftlandschaft wie dem Südwesten kaum anders möglich, fällt die Aufsatzzusammenstellung anthologisch aus: Fallbeispiele mit diversem zeitlichen Schwerpunkt (Wertheim, St. Georgen im Schwarzwald bzw. Villingen, Mergentheim, Weingarten, St. Gallen) stehen neben Vergleichen (Neustadt, Bronnbach, Triefenstein, Grünau); es finden sich Überblicke zur Entwicklung der klösterlichen Bibliothekskataloge neben Überlegungen zur Bedeutung der Wiegendrucke, die gerade in den geistlichen Instituten Badens – im Einklang mit monastischen Intentionen – einen sehr hohen Stellenwert genossen. Interessant ist der Beitrag Jürgen WOLFS, der die alt- und mittelhochdeutsche Handschriftenproduktion (ca. 300 Codices bzw. deren Fragmente) untersucht und bei quantifizierendem Zugriff insgesamt die große Rolle der südwestdeutschen Klöster und Stifte für die Ausprägung einer volkssprachlichen Schriftlichkeit und Literatur erarbeiten kann. Für die engere bayerisch-schwäbische Geschichte ist der Sammelband durch seine Bemerkungen zum ultranischen Kalligraphen Leonhard Wagner (S. 26–28), zum spätmittelalterlichen Skriptorium der Zisterze Kaisheim (S. 62, 64) oder zu Überlieferungsaspekten des „Franziskanerkreises“ rund um David von Augsburg (S. 64 f.) bedeutsam. Vor allem ist aber auf den Beitrag Helmut ZÄHS hinzuweisen, der seine mittlerweile recht umfangreichen Forschungen zur Rekonstruktion der Bibliothek des Benediktinerklosters Irsee aus frühneuzeitlichen Katalogen durch eine Übersicht ergänzt. Drei wesentliche Phasen sind hierbei zu verzeichnen: Die alte Irseer Büchersammlung, die in Zeiten des Bauernkriegs umfangreiche Verluste zu verzeichnen hatte, wurde wieder aufgebaut (besonders durch Teile der Memminger Antoniterbibliothek). Die zweite tiefe Zäsur schlug dann der Dreißigjährige Krieg mit dem Abtransport der Bestände durch die schwedischen Truppen, doch gelangte die Sammlung in die Hände des Augsburger Stadtarztes Johannes Henisius und letztlich wieder zurück ins Allgäu. Die dritte Phase setzt mit dem Abbruch des Bibliotheksgebäudes 1699 und dessen Neubau (im Zusammenhang mit der Errichtung des Konventbaus) im Jahr 1710 ein.

Christof Paulus

Mathias KÄLBLE/Helge WITTMANN (Hg.), *Reichsstadt als Argument*. 6. Tagung des Mühlhäuser Arbeitskreises für Reichsstadtgeschichte Mühlhausen 12. bis 14. Februar 2018 (Studien zur Reichsstadtgeschichte 6) Petersberg 2019, 316 S., 79 farb., 3 sw. Abb., ISBN 978-3-7319-0818-0, € 29,95.

Reichsstädte wurden im Mittelalter vom König begründet und waren diesbezüglich streng zu seinen Diensten und Abgaben verpflichtet. Daher müssen die sogenannten Freien Städte getrennt beobachtet werden. Sie reichen von bischöflicher oder hanseatischer Natur, bis sie im 13. und 14. Jahrhundert nach straffen Verhandlungen die Unabhängigkeit von ihrem Stadtherrn erlangten. Eine zunehmende Problematik entstand zur Frühen Neuzeit, denn die Grenzen zwischen den beiden Stadttypen verschwammen zusehends, sodass Freie Reichsstädte einen *novum terminum* charakterisierten. Vom 12. bis 14. Februar 2018 fand innerhalb des Mühlhäuser Arbeitskreises für Reichsstadtgeschichte bereits die sechste interdisziplinäre Tagung zum Thema „Reichsstadt als Argument“ statt. Konnte sich die Reichsstadt mit ihren Interessen im Alten Reich durchsetzen? Diesen Fragen widmeten sich zwölf Beiträge, Einführung (Mathias KÄLBLE, *Reichsstadt als Argument*. Eine Einführung, S. 9–14) und Zusammenfassung der Tagungsergebnisse am Ende des Sammelbands (Stefan SELZER, *Reich, Alte Stadt und Reichsstadt als Argumente*. Überlegungen am Ende der 6. Tagung des Mühlhäuser Arbeitskreises für Reichsstadtgeschichte, S. 283–302). Erwähnenswert durch stetige Großzügigkeit für den Mühlhäuser Arbeitskreis für Reichsstadtgeschichte ist die Friedrich-Christian-Lesser-Stiftung mit ihrem Stiftungsvorstand Andreas Lesser in München. Zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit geht es in erster Linie um den Status der Stadt, sei es eine Reichsstadt oder eine freie, bischöfliche oder landesfürstliche Stadt. So dient die großflächig angelegte Studie auch der Geschichte der Reichsverfassung, wenn die Frage nach dem Verhältnis von Stadt – König – Reich kritisch betrachtet wird. Wie verschieden der Status einer Reichsstadt sein konnte, zeigte auch Barbara Stollberg-Rilinger (deren Beitrag leider nicht in gedruckter Form vorliegt), als sie im Abendvortrag über „Reichsstadt, Reichsverfassung und die symbolische Inszenierung von Status“ sprach. Ist es also möglich in Bezug auf die Reichsstadt von einem Verhandlungsmodell zu sprechen?

Reichszugehörigkeit war für die Reichsstadt sicher von Vorteil, wie hoch die Wertigkeit dieses Status jeweils zu deuten war, blieb allerdings offen. Den Kern der Studien formuliert Mathias Kälble: „Inwieweit, so wird gefragt, haben Städte ihre tatsächliche oder möglicherweise auch nur beanspruchte Position als Reichsstadt situativ dazu benutzt, eigene Interessen gegenüber Dritten durchzusetzen bzw. inwieweit waren sie umgekehrt darum bemüht, ihre Stellung als Reichsstadt zu relativieren, um sich damit verbundenen Verpflichtungen soweit als möglich zu entziehen (S. 13).“ Während Helmut G. WALTHER den Wandel der Vorstellungen von kollektiven Freiheitsrechten im Reich des Spätmittelalters beleuchtet (S. 15–34), lässt uns Gabriele ANNAS regelrecht an den Reichsversammlungen dieser Zeitepoche teilhaben (S. 35–60). Olivier RICHARD führt den Rezipienten ins Elsass (S. 61–82), bevor weitere regionalhistorische Akzente den Band beleben. Gerold BÖNNEN wählt das Beispiel der Reichs- und Bischofsstadt Worms (1480–1570) (S. 83–108); Rudolf GAMPER zeigt St. Gallen (S. 109–128); Antje SCHLOMS bleibt beim Tagungsort Mühlhausen nach dem Bauernkrieg (S. 129–150); Henning STEINFÜHRER stellt mit Braunschweig und Mag-

deburg einen Vergleich im Ringen um die Selbstständigkeit vom 15. bis 17. Jahrhundert vor (S. 151–176); Oliver AUGE führt nach Hamburg (S. 177–194) und Evelien TIMPENER gibt kartographische Einblicke in territoriale Verhältnisse der Reichskammergerichtsprozesse zwischen Frankfurt und Hanau-Münzenberg im 16. Jahrhundert (S. 195–220).

Nach jenen ortsgeschichtlichen Darstellungen erläutert Siegrid WESTPHAL reichsstädtisches Agieren und Argumentieren bei den Verhandlungen des Westfälischen Friedenskongresses (S. 221–236). Wie sich die Berufung auf Kaiser und Reich bei der Formierung der Reichsritterschaft beschreiben lässt, zeigt Steffen KRIEB (S. 237–262). Mit einem Resümee zu den „Esslinger Studien“ Otto Borsts (1924–2001) zur Erforschung der reichsstädtischen Geschichte und der Nutzbarmachung stadtgeschichtlicher Erkenntnisse für die Stadt der Gegenwart beschließt Joachim J. HALBEKANN die Tagungsbeiträge (S. 263–282). Nicht nur die äußerst vielseitigen, regional unterschiedlichen Fallbeispiele, sondern auch die gute Ausstattung des Buchs laden zum Lesen ein. Darüber hinaus faszinieren hochqualitative Farbaufnahmen, wie etwa die 1591 von Elias Hoffmann gemalte Augenscheinkarte (S. 212 f.). Letztlich machen die gut strukturierten Forschungsansätze Lust auf mehr und bringen dem Leser die „Reichsstadt als Argument“ näher.

Sabine Wüst

Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns (Hg.), Brief und Siegel. Glaubwürdigkeit und Rechtskraft, gestern und heute. Eine Ausstellung der Staatlichen Archive Bayerns im Bayerischen Hauptstaatsarchiv (Ausstellungskataloge der Staatlichen Archive Bayerns 61) München 2020, 220 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-938831-93-9, € 16.

Wer pandemiebedingt oder aus anderen Gründen keine Gelegenheit hatte, die Ausstellung über „Brief und Siegel“ im Bayerischen Hauptstaatsarchiv 2020 vor Ort zu besuchen, dem bietet der dazugehörige Katalog zumindest teilweisen Ersatz. Ziel der Ausstellung war, der Frage nachzugehen, wie im Laufe der Zeit Rechtsgeschäfte abgeschlossen bzw. in welcher Form sie dokumentiert wurden, damit sie rechtlich Bestand hatten, und wie sich diese Formen im Laufe der Zeit änderten. Überblickt wird dabei am Beispiel von Exponaten vom 11. Jahrhundert bis in die Gegenwart ein Zeitraum von rund 1.000 Jahren. Einleitend erläutern zwei Einführungsbeiträge von Andreas NESTL (Die Kraft des Rechts. Von gezogenen Ohren bis zur elektronischen Signatur, S. 9–19) und Maria Rita SAGSTETTER (Personenrechtliche Voraussetzungen. Rechts-, Geschäfts- und Prozessfähigkeit, S. 20–24) das Thema, ehe anschließend in drei großen Abschnitten der eigentliche Katalogteil mit den diversen Exponaten und den Erläuterungen dazu folgt. Zunächst geht es um „Rechtssymbolik“, im nächsten und längsten Abschnitt um „Formen der Beglaubigung“, wobei eine Gliederung in mehrere Unterkapitel vorgenommen wird: Behandelt werden graphische Zeichen und Symbole, die Bedeutung der (eigenhändigen) Unterschrift als Beglaubigungsmittel, Siegel, Chirographen sowie der Begriff des „öffentlichen Glaubens“ und abschließend das Notariat. Der letzte Abschnitt widmet sich der „Ungültigmachung“ von gültigen Rechtsdokumenten (Entwertung von Siegelstempeln, Zerschneiden von Urkunden etc.). Der Band bietet insgesamt ein sehr schönes Panorama an Objekten, das

epochenübergreifend gut in die Thematik einführt. Eine etwas sorgfältigere Schlussredaktion hätte vielleicht noch dabei helfen können, den einen oder anderen größeren Schnitzer (so ist Justinians *Corpus Iuris Civilis* – welcher Begriff im Übrigen nicht zeitgenössisch ist – nicht das Werk „des letzten oströmischen Kaisers“, vgl. S. 11) zu beseitigen oder Übersehenes (dass bei Kat.-Nr. 1.4, der bekannten Urkunde Kaiser Friedrichs III. für den Würzburger Bischof von 1468, gerade nicht auf das Besondere dieser Urkunde, nämlich die eigenhändige Unterfertigung des Kaisers, hingewiesen wird, die auf nicht sehr vielen Urkunden Friedrichs vorkommt, deswegen Seltenheitswert genießt und somit das Exponat auch gut für das Kapitel „von eigener Hand“ qualifiziert hätte, ist mehr als kurios) nachzutragen. Abgesehen davon aber sorgen unter anderem die sehr guten Abbildungen dafür, dass auch ein breiteres Publikum von diesem Ausstellungskatalog zweifellos profitieren kann, wenn es sich auf die Themenstellung einlässt.

Martin Wagendorfer

Ulrich HOHOFF (Bearb.), *Die Augsburger Verlags-, Sortiments- und Meßkataloge 1600–1900. Bibliographie und Nachweis*, Norderstedt 2021, 178 S., ISBN 978-3-7458-7044-2, € 29.

In die Literaturgeschichte eingegangen sind die Schriftsteller-Beschwerden über ausbeuterische Verleger, die gleichsam – so ein bekanntes Dictum – Champagner aus den Hirnschalen ihrer Autoren tranken; bekannt sind auch die Aussagen verschiedener Autoren über die Buchstadt Augsburg – etwa die galligen Zeilen, die der reichlich freudlose protestantische Aufklärer Friedrich Nicolai über „die Stapelstadt der katholischen Buchhandlung in Deutschland und des Handels mit lateinischen katholischen Büchern nach Italien und Frankreich“ niederschrieb. Ein weiteres, in ähnlicher Weise die wirtschaftliche Strahlkraft hervorhebendes Wort zitiert Ulrich Hohoff in seinem hier vorzustellenden Verzeichnis, nämlich das des Verlegers Perthes, der 1816 – einige Jahrzehnte nach Nicolai – von den unvergleichlich hohen Absatzzahlen zu Augsburg sprach. Eher selektiv bzw. bezogen auf einzelne Verleger wurde bisher die Quelle der Kataloge ausgewertet. Diese stellt nun die anzuzeigende Publikation zusammen: 429 Verlags- und Buchhändlerkataloge – bzw. 461 Katalogausgaben; Versteigerungskataloge sind nachvollziehbarerweise nicht aufgenommen – von 110 in der Bibliographie alphabetisch geordneten Verlagen oder Sortimentsbuchhandlungen, zeitlich beginnend mit dem Katalog Georg Willers zur Fastenmesse 1600 und endend mit dem Anzeigen Anton Böhms, Johann Peter Himmers oder von Fidelis Butsch Sohn aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert. Die meisten der erschlossenen Kataloge, rund 75 %, entfallen auf 20 Verlage, von denen über fünf Kataloge überliefert sind; für Joseph Wolff und seine Erben können sogar 56 Exemplare im Zeitraum zwischen 1757 und 1881 angeführt werden, die das Unternehmen zum Teil jeden Monat drucken ließ. Die überwiegende Anzahl der Katalogausgaben – in der Regel lateinische Verzeichnisse, aber im musikalischen Bereich auch einige französische Ausgaben – stammt aus dem Jahrhundert der Leserevolution, dem 18. Jahrhundert. Der Verkauf erfolgte über das reichsstädtische Ladengeschäft, Bücher gingen bei Jahrmärkten und auf Dulten über den Tisch, manche Verleger,

etwa Rieger, schickten reisende Verkäufer los. Bemerkenswert ist neben dem grundsätzlich breiten Sortiment auch eine Spezialisierung, die manche Verlage kennzeichnet: Flurschütz, Gombart, Lotter (Musikalisches), Haas, Lotter, Probst, Seutter (Landkarten), Wolff (Kinder- und Jugendbücher) oder Carmine, Probst (Guckkastenbilder). Hohoffs durch ein zuverlässiges Register zu erschließende, mit einer chronologischen Zusammenstellung der Kataloge angereicherte Bibliographie enthält neben den Titelangaben Hinweise zum Umfang, Format sowie die entsprechenden Bibliotheks- oder Archivsignaturen. Digitalisate sind verzeichnet. Sinnvoll wäre gewiss auch eine entsprechende online-Publikation mit aktualisierter Verlinkung. Hervorgehoben sei abschließend das historische Potential, das eine diachrone Kataloganalyse auf verschiedenen Feldern eröffnet, ob im Bereich der engeren Verlags-, der Literatur-, der Wirtschafts- und Sozial-, ja insgesamt für vielfältige Aspekte der Kulturgeschichte.

Christof Paulus

Ingo AIGNER, Die alten Salzhandelsstraßen führten durch Friedberg und den Hochzoll, Friedberg 2021, 115 S., 61 Abb.

Salz spielte in den vergangenen Jahrhunderten eine bedeutende Rolle – für die Ernährung und Gesundheit der Menschen, für das Konservieren von rohen Lebensmitteln wie Fleisch, aber vor allem auch in finanzieller Hinsicht, nämlich als staatliche Einnahmequelle. Einige wichtige Publikationen, insbesondere der Katalog zur Bayerischen Landesausstellung 1995 „Salz, Macht, Geschichte“, haben das Thema in seiner Vielschichtigkeit durchleuchtet. Wie komplex sich die Materie und die Zusammenhänge im Detail gestalten konnten und wie wandelbar sie sich über die Jahrhunderte hinweg an einem einzelnen Ort darstellten, veranschaulicht die vorliegende Publikation. Sie befasst sich mit dem Salzhandel in Friedberg bzw. mit der Situation vor den Toren der bayerischen Grenzstadt am Hochzoll. Da der Salzhandel in enger Verbindung mit der großen und bedeutenden Nachbarstadt stand, ist das Buch auch für Augsburgs Geschichte von Interesse.

Die Publikation ist in zwei Hauptkapitel aufgeteilt. Das erste Kapitel ist chronologisch aufgebaut und spürt der Entwicklung des Salzhandels nach. Dabei werden wichtige Aspekte wie die verschiedenen Handelsstraßen, die Salzgewinnung, die Zölle oder die Salz Händler angesprochen. Auch erfährt der Leser, welche enormen Mengen an Salzscheiben zeitweise nach Augsburg transportiert wurden. In Friedberg dürfte zwar vorübergehend im Mittelalter eine Niederlagestätte für Salz gewesen sein, von Bedeutung war jedoch in erster Linie der Hochzoll, also die hoheitliche Zollstation der Wittelsbacher. Im Laufe der Jahrhunderte profitierte Friedberg über Wege- und Pflasterzölle indirekt vom Salzhandel. Der Gewinn für die Stadt nahm insbesondere zu, als hier um das Jahr 1588 ein herzogliches Salzamt eingerichtet wurde. Eine besondere Situation ergab sich in Friedberg im 18. Jahrhundert. Die Stadt litt stark unter den Zerstörungen im Spanischen Erbfolgekrieg; auch brannte der Salzstadel damals nieder. Um der verarmten Stadt zu helfen, wurde ihr vom Kurfürsten ein Salzgratium zugestanden. Somit durften für die Stadt auf jede Salzscheibe zwei Kreuzer erhoben werden. Das Salzgratium wurde immer wieder verlängert und in

den 1780er-Jahren zum Wiederaufbau des städtischen Wasserwerks erbeten. 1801 lief das Salzgratial aus. Da nun auch Schwaben zu Altbayern gehörte, wurde der Hochzoll aufgelöst und das Friedberger Salzamt 1807 nach Augsburg verlegt. Im zweiten Kapitel geht der Autor vor Ort in Friedberg auf „Spurensuche“, so nach Gebäuden, die in Zusammenhang mit dem Salzhandel standen: dem städtischen Salzstadel, einst nahe der Pfarrkirche gelegen, sowie dem äußeren Salzstadel des Herzogs. Dieser wies mit den Maßen 60 x 13 Meter eine beachtliche Größe auf. Der Autor identifiziert ferner Häuser der Salzhändler und geht der Geschichte eines bedeutenden, jedoch irrtümlich bislang in Zusammenhang mit dem Salzhandel stehenden Hauses nach.

Mit dieser Publikation ist es Ingo Aigner erneut gelungen, ein für die Friedberger Stadtgeschichte relevantes Thema aufzuarbeiten. Sie fügt sich nahtlos in die Reihe weiterer verdienstvoller Werke des Autors über Friedberg ein, etwa das „Häuser-“ oder das „Bürgerbuch“. Wertvoll wird es für den Leser nicht zuletzt durch die zahlreichen Abbildungen, die den Sachverhalt erhellen und anschaulich machen. Teilweise konnten die gezeigten historischen Pläne und Bilder 2014 in der Sonderausstellung „Friedberg 750“ im Museum im Wittelsbacher Schloss präsentiert werden. Da sie damals jedoch nicht in einer Publikation veröffentlicht wurden, freut sich die Rezensentin sehr darüber, dass dies in diesem Werk geschehen ist.

Alice Arnold-Becker

Hans FREI (Hg.)/Fritz STETTMAYER (Photogr.), Bedeutsame Kulturlandschaften in Bayerisch Schwaben. Naturraum – Kulturerbe – Schutzgut, Lindenberg im Allgäu/Weißenhorn ²2022, 152 S., 415 Abb., ISBN 978-3-95976-323-3, € 16,80.

„Ich liebe so sehr das Schwabenland, dass nie die Lust zur Arbeit schwand“ (S. 2). Dass dem ehemaligen schwäbischen Museumsdirektor und Bezirksheimatpfleger Hans Frei die selbst bekundete Lust zur Arbeit auch im hohen Alter nicht geschwunden ist, zeigt der vorliegende Band, den der Herausgeber dem zentralen Thema seines wissenschaftlichen und beruflichen Wirkens gewidmet hat: dem Erhalt des kulturellen Erbes und der historisch geprägten Kulturlandschaften Schwabens. Kulturlandschaften versteht Frei dabei „als historisch geprägte Gebilde, in denen die Lebensformen und Nutzungsansprüche der Menschen vergangener Zeiten bis in die Gegenwart in vielfältiger Weise dokumentiert sind“ (S. 24) – damit zeigen sie sich durch naturräumliche Ausgangsbedingungen und menschliche Aneignungspraxis unterschiedlich geformt. Der Band kann auf die Ergebnisse eines kulturgeographischen Projekts bauen, welches das Bayerische Landesamt für Umwelt mit der Technischen Universität München und dem Bayerischen Landesverein für Heimatpflege initiiert hatte. Bayernweit wurden 112 Räume als bedeutsame Kulturlandschaften nachgewiesen und kurz beschrieben, 18 davon stellt der vorliegende Band vor. Sie liegen auf dem Gebiet des bayerischen Regierungsbezirks Schwaben und sind allesamt „Landschaften mit hoher naturräumlicher und kulturgeschichtlicher Eigenart“ (S. 6).

Einleitend werden Geologie und Relief sowie die klimatischen Bedingungen Schwabens zwischen den Allgäuer Hochalpen mit über 2.000 Höhenmeter und dem Ries, zwischen

Iller und Lech bis hinein ins Aichacher Hügelland knapp und auch für Nicht-Geologen gut nachvollziehbar dargestellt. Klimatische Prägung und Bodenbeschaffenheit werden mit ihren Auswirkungen auf Vegetation und Landwirtschaft beschrieben, sodass ein interdisziplinäres Verständnis für die Ermöglichungsbedingungen einer jeden Kulturlandschaft geschaffen wird. Eine kurze Einführung in die Geschichte Schwabens, also die Geschichte des Gebiets des heutigen Regierungsbezirks Schwaben mit seinen ganz unterschiedlichen Entwicklungen, verortet die menschliche Kulturpraxis in ihrem historischen Kontext. Wie die Kartierung der präsentierten historischen Kulturlandschaften erfolgte, stellt der Humangeograph Markus HILPERT eingehend am Beispiel des Landkreises Augsburg dar. Nach Sichtung des vorhandenen Schrifttums wurden die bisher bekannten Ergebnisse mit dem aktuellen Zustand der Kulturlandschaft abgeglichen, um diese anschließend mit modernen technischen Mitteln zu analysieren. Als „wichtigsten Baustein der Methodik“ (S. 28) jedoch nennt er die Bürgerbeteiligung, um durch die systematische Erfassung spezifischer Ortskenntnis möglichst zahlreiche historische Kulturlandschaftselemente inventarisieren zu können.

Im Hauptteil des vorliegenden Bandes werden die 18 Kulturlandschaften vorgestellt, beginnend mit dem Ries, dem ob seiner Besonderheiten – vom Meteoritenkrater bis zur protestantischen Reichsstadt – eine vergleichsweise ausführliche Darstellung gewidmet ist. Jeweils werden typische geologische Merkmale, Flora und Fauna sowie die Produkte menschlicher Kulturpraxis wie Städte, Dorfformen, Kirchen, Klöster, Kapellen, Schlösser, Burganlagen, Gehöfte, Wiesen, Gräber und Felder vorgestellt. Etwas ausführlicher hätten hier vielleicht Einzelheiten zur Fauna wie Artenschutz oder charakteristische Jagdreviere aufgenommen werden können, um das Bild abzurunden. Mit Blick auf die Fauna etwa finden erfreulicherweise laufende Renaturierungsbemühungen unserer Zeit ihren Platz im Band. Die beiden knapp gehaltenen Beispiele des Augsburger Stadtwalds und des Berglands Adelegg zwischen Buchenberg und Isny zeigen sich in diesem Zusammenhang als gut gewählt; denn fast ein Drittel der Fläche Schwabens wird von Wäldern bedeckt, deren umfassende ökologische und kulturelle Bedeutung eine erneute Wertschätzung erfährt. Unter den 18 ausgewählten Kulturlandschaften stellt der Raum Oberschönenfeld ein besonderes Beispiel dar. Die Bedeutung, welche das Zisterzienserinnenkloster für seine Umgebung besaß, wird herausgestellt. Dass die Ordensschwesterinnen das Umland ihrer Abtei bis heute prägen, haben sie dem bayerischen König Ludwig I. zu verdanken, der ihnen im Jahr 1836 erlaubte, als Konvent fortzubestehen. Die oft einschneidenden Folgen der Säkularisation von 1802/03 konnten so für den Raum um Oberschönenfeld verhindert werden; bis heute besitzen das lebendige Kloster und sein Umland ökonomische, kulturelle und touristische Bedeutung in Schwaben.

Deutlich wird an diesem Beispiel, was durchaus noch expliziter hätte herausgearbeitet werden können: Die Hälfte der 18 Kulturlandschaften geht unmittelbar oder mittelbar auf Klöster zurück, womit auch die Frage nach deren zivilisatorischer Bedeutung in einer neuen interdisziplinären Perspektive aufgeworfen wird. Das gilt besonders für den Raum zwischen Donau und Unterallgäu. Im Allgäu selbst sind es eher naturräumliche Gegebenheiten, die die Spezifika der Kulturräume ausmachen – so mag man systematisieren. Das könnte zur weiterführenden Frage führen, ob die Prägekraft der Vormoderne auch für unsere heutige

Perspektive auf Kulturlandschaft nicht in einer separaten Untersuchung gewürdigt werden sollte. Denn die Moderne begegnet im vorliegenden Band tendenziell negativ konnotiert – hier treffen sich der konservatorische Anspruch des Denkmalpflegers und zeitgenössische Debatten zu Nachhaltigkeit und Umweltschutz, was fast schon philosophische Fragen einer Kritik der Moderne aufwirft, gegenüber deren Fortschrittsentwicklungen Kulturlandschaften eher bewahrt werden müssen, als dass sie selbst solche hervorbrächte.

Wie sich in ihrer Zeit kritisierte Projekte dennoch in eine Kulturlandschaft einfügen können, zeigt allerdings das Beispiel „Füssener Bucht und Königswinkel“ (S. 116). Im 19. Jahrhundert kamen mit den Königsschlössern Hohenschwangau und Neuschwanstein zwei weithin sichtbare Gebäudekomplexe hinzu, welche die Kulturlandschaft um die bis zur Säkularisation hochstiftische Stadt Füssen mit fürstbischöflichem Schloss und Kloster St. Mang umgestalteten. Unweit der Königsschlösser steht weithin auf freiem Feld sichtbar die barocke Wallfahrtskirche St. Coloman. Dem Patron der Viehzucht gewidmet steht sie stellvertretend für die Bedeutung der Weidewirtschaft in den Allgäuer Alpen, besonders charakteristisch seit der Einführung der Käseproduktion zu Beginn des 19. Jahrhunderts: Kultur und Natur, Ökonomie und Touristik gehen hier bis heute Hand in Hand. Wohl einen Sonderfall unter den vorgestellten Kulturlandschaften stellt das schwäbische Bodenseegebiet um Lindau dar. Das neu geschaffene Königreich Bayern bestand auf einen Zugang zum schwäbischen Meer, den es mit der bis 1803 zwischen Reichsstadt und Damenstift geteilten Stadt und ihrem Umland erhielt. Das im Vergleich zum restlichen Schwaben milde Klima am See erlaubt zudem mit Obstplantagen sowie Wein- und Hopfenanbau eine ganz eigene Art der Bewirtschaftung. Eine abschließende umfangreiche Literaturliste, aufgeteilt nach thematischen Gesichtspunkten sowie jedem der Kulturräume separat zugeordnet, bietet eine Fundgrube für weitergehende Forschungen zur schwäbischen Kulturlandschaft.

Dass die erste Auflage des im Kunstverlag Josef Fink erschienenen Bandes bereits nach wenigen Wochen ausverkauft war und mittlerweile eine zweite Auflage erhältlich ist, spricht für das breite Interesse, auf das das Buch stieß. Die Bebilderung auf höchstem qualitativem Niveau – der Photograph Fritz Stettmayer zeichnete hierfür verantwortlich – und die gut lesbare Sprache tragen sicherlich das Ihrige dazu bei. Ebenso überzeugt die erfrischende Darstellungsweise, die bei aller fachwissenschaftlicher Betrachtung zwischen Geologie, Ethnologie und Geschichte auch konkrete Gegenwartsbezüge zu städtebaulichen, ökonomischen, touristischen und landwirtschaftlichen Problemstellungen unserer Tage nicht missen lässt. Sein selbstgesetztes Ziel, „die breite Öffentlichkeit über den Stellenwert der Kulturlandschaft zu informieren und die verantwortlichen Fachbehörden für eine Berücksichtigung in den Planungsstufen zu motivieren“ (S. 25), erreicht der vorliegende Band, der in keinem schwäbischen Bücherregal fehlen darf, sich darüber hinaus aber auch dank repräsentativer Aufmachung und des gut gewählten Formats ideal als Coffee Table Book eignet, so hoffentlich.

Markus Christopher Müller

Evelien TIMPENER/Helge WITTMANN (Hg.), Reichsstadt und Gewalt. 8. Tagung des Mühlhäuser Arbeitskreises für Reichsstadtgeschichte. Mühlhausen, 24. bis 26. Februar 2020 (Studien zur Reichsstadtgeschichte 8) Petersberg 2021, 304 S., 44 farb., 5 sw. Abb., ISBN 978-3-7319-1099-2, € 29,95; Matthias MEINHARDT/Markus MEUMANN (Hg.), Die Kapitalisierung des Krieges. Kriegsunternehmer im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit (Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit 13) Berlin 2021, 488 S., sw. Abb., ISBN 978-3-643-10108-2, € 49,90.

Im Reichs- oder Fürstenkrieg um 1460, jener komplexen Folge von Auseinandersetzungen, die sich um die aggressiven machtpolitischen Bestrebungen von Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg-Ansbach entwickelten, ließ der fünfköpfige reichsstädtische Kriegsrat von Augsburg den Lech mit einer Eisenkette sperren – ein Mittel, zu dem in der Frühen Neuzeit auch noch gegriffen werden sollte. Die Kettenstücke waren kaum für die Ewigkeit geschmiedet. Verhindert werden sollte der kurzfristige Holztransport der gegnerischen Herzöge von Bayern-München und Bayern-Landshut. Am Ende und nach langem Hin und Her musste die Reichsstadt klein begeben; es wurden Bestimmungen für das weitere Zusammenleben der Nachbarn links und rechts des Lechs festgehalten. Dieses Beispiel mag mit einer historischen Deutungstradition in Verbindung gebracht werden, die der „Gewalt“ als Medium des Aushandelns ein sinnstiftendes Potential in vor-modernen Kulturen zuschreibt, da regulierende Maßnahmen ergriffen und „Leerstellen“ rechtlich-verbindlich geschlossen wurden. In den letzten fünf Jahrzehnten hat die Forschung dem omnipotenten und ubiquitären Phänomen immer neue Aspekte abgewinnen können – ob zum Zeichencharakter (Valentin Groebner), zur interkulturellen Konfliktregelung (Suraiya Faroqi), zur Wahrnehmung von Massakern (Denis Crouzet), zur Belizität als Epochenkennzeichen (Heinz Duchhardt, Johannes Burkhardt), zu Orten von Gewalt (Beat Kümin), zu apokalyptischen Konnotationen (Felicita Schmieder) oder verbalen und symbolischen Gewaltformen (Judith Butler, Francisca Loetz). Ob im mikrohistorischen oder mit eher magistralen Zugriff – das Spektrum der Themen: Medien und Repräsentationen von Gewalt, Ablaufmechanismen, akzeptierte vs. unakzeptierte Gewalt, Formen des Widerstands gegen Aggression, Konstruktionen des Kriminellen, kommunikative Wege hin zur Normierung, gruppenspezifische, in- und exklusive, männliche, weibliche Formen, Konjunkturen, Ritualisierungen, Einflussfaktoren auf das dynamische Phänomen der Gewalt, seine Imaginationen usw. scheint bei weitem nicht ausgeschöpft.

Der rege Mühlhäuser Arbeitskreis hat sich dem Problemfeld aus reichsstädtischer Perspektive genähert, der Tagung die klassische Zweiteilung von *potestas* (legitime Gewalt, anerkannte Rechts- und Herrschaftsgewalt) und *violentia* (illegitime, körperliche Gewalt) vorangestellt und in gewohnt zügiger Weise zwölf lesenswerte, durch ein Orts- und Personenregister zu erschließenden Beiträge (plus Einleitung und Schlussgedanken) in seiner bibliophil gelungenen Reihe veröffentlicht. Wie schwer indes Formen von Gewalt zu kategorisieren und städtische von reichsstädtischen Formen zu unterscheiden sind, zeigen die Aufsätze. Vor allem anhand Kölner Beispielen weist Gerd SCHWERHOFF nach, dass neben besonders wahrgenommenen Gewaltexplosionen auch stets ein violentes Grundrauschen zwischen den Stadtmauern wohnte, das erst im Zeitalter bürgerlicher Domestizierung

verklang. Der quantifizierende Vergleich (v. a. mit Augsburg und Nürnberg) stelle die nicht zuletzt von Norbert Elias geprägte Vorstellung des kontinuierlichen Zivilisationsprozesses zunehmender Affektbeherrschung infrage. Zudem sei im Gegensatz zu heutigen Metropolen die Gewalttrate mittelalterlicher und frühneuzeitlicher „Großstädte“ relativ gering. Dass außerordentliche Krisenzeiten nicht von vornherein die Gewaltbereitschaft steigerten, gleichwohl aber dazu führen konnten, die *potestas* der Amtsträger in Zweifel zu ziehen, führt Michael ROTHMANN anhand eines Frankfurter Beispiels aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts vor. Ähnlich wie Gerhard Fouquet in einem 1996 erschienenen Aufsatz über den Nürnberger Patrizier Niklas Muffel so rückt Christoph FOLKENS eine Streitigkeit im Nürnberger Rat, ausgehend von einer umstrittenen Bürgerrechtsaufgabe, ins Zentrum seiner breiten Ausführungen. Mit Dortmund (Angriff der Grafen von Mark 1378), Regensburg (Gewalt gegen Juden vor dem Pogrom 1519), Augsburg als Austragungsort von Wettkämpfen, Schwäbisch Gmünd (körperliche und verbale Gewalt in Urfehdeurkunden), Bremen (Verhältnis von Stadtrecht und landesherrlichem Vogteigericht) beschäftigen sich die Beiträge von Henrike BOLTE, Sophia SCHMITT, Christian JASER, David SCHNUR und Konrad ELMSHÄUSER.

In den Ausführungen Gabriel ZEILINGERS zu Gewalt gegen materielle Symbole spielen die Augsburger Auseinandersetzungen zwischen Reichsstadt und Bischof bzw. Domkapitel um das Stadtwappen eine wichtige Rolle. In diesen „Ersatzhandlungen“ ist tatsächlich eine reichsstädtische Form von Gewalt zu erkennen. Auch Regula SCHMID KEELING kann der Sorge um Wehrhaftigkeit reichsstädtische Komponenten bis hin zur typischen Ökonomisierung abgewinnen. Kontextualisiert werden die Befunde aus Schweizer Beispielen auch vor dem Hintergrund der sprunghaften kriegstechnischen Entwicklungen des 15. Jahrhunderts. (In der Regel) begrenzter und (in auch als solche zu analysierenden Ausnahmefällen) entgrenzter, kollektiver Gewalt widmen sich die forschungsgeschichtlichen Überlegungen Horst CARLS. Zuletzt zeigt am Beispiel des Siebenjährigen Kriegs Marian FÜSSEL das grausame infrastrukturelle Paradoxon auf, das wirtschaftliche und kulturelle Erfolge bedingte, andererseits Reichsstädte in Kriegszeiten besonders hart treffen konnte. Die Vielschichtigkeit des deutschen Wortes Gewalt (Autorität, Herrschaft, Stärke, Aggressivität, Unterdrückung, Terror u. v. m.) macht die Beschäftigung fruchtbar und facettenreich, birgt aber die Gefahr der inflationär verwendeten Verunschärfung und fordert stets die analytisch-methodische Reflexion heraus. Im Fall reichsstädtischer Gewalt mögen wohl erst ausführliche Vergleichsstudien zur Konturierung eines möglichen Phänomens führen. Träger, Orte, Medien, Dynamiken gilt es ebenso zu berücksichtigen wie die Analyse von Konfliktfällen, die eben nur in Reichsstädten möglich waren. Dies hat man am Beispiel der spätmittelalterlichen „Stadttyrannen“ erfolgreich getan, doch ließen sich noch weitere Beispiele finden.

Mit der Gewalt als Geschäft bzw. den vom Bayreuther Ethnologen Georg Elwert entwickelten und an materiellen, nicht ideologischen Motiven ausgerichteten Gewaltmärkten beschäftigt sich eine Publikation, deren Verhältnis von Publikations- zu Tagungstermin (2009) auch für Symposiumsbände als beachtlich eingestuft werden darf. Die 18 versammelten Beiträge – gegliedert in die Themenbereiche: Akteure, Motive, Chancen und Risiken; Märkte, Geschäftsmodelle, Netzwerke; (Selbst-)Darstellung, Rezeption, Deutung –

widmen sich dem vormodernen Kriegsunternehmertum als epochenübergreifendem Phänomen und wenden als Analyseinstrumentarium nicht zuletzt die Kapitalkriterien Bourdieus an. Eine „Kapitalisierung des Kriegs“ zielte, so die Herausgeber, v. a. auf den Aufstieg der Condottieri, für die der Dreißigjährige Krieg nicht, wie gemeinhin zu lesen, die große Zäsur darstellte, da Stehende Heere als staatlich kontrollierbare Instrumente den Kriegsunternehmer gänzlich abgelöst hätten. Stattdessen blieb das System der „military devolution“ (Geoffrey Parker) noch bis ins 18. Jahrhundert bedeutsam (und erlebt in unseren Tagen eine unheilvolle Renaissance). Das Spektrum der Beiträge reicht vom Florenz des 14. Jahrhunderts bis zur East India Company im Siebenjährigen Krieg, von der Analyse moralphilosophisch-theologischer Debatten um das *ius ad bellum* bis zur Einkommensaufschlüsselung eines niederländischen Kriegsunternehmers im Pfälzischen und Spanischen Erbfolgekrieg. Eine Reihe von lesenswerten Einzelstudien kontextualisiert bestimmte Unternehmer wie Nickel Pflug zu Knauthain, Hans von Rechberg, Henri de Schomberg oder Georg von Frundsberg. Bei vielen von ihnen wird ein Nebeneinander von loyalem Kriegsdienst und für sich wirtschaftendem Unternehmer deutlich bei stetem Bemühen, rein materielles Streben zu kaschieren. Hier ist eine Figur wie Sebastian Schertlin von Burtenbach, der eine kriegsbuchhalterische „Autobiographie“ verfasste, eine lohnenswerte Ergänzung, die das Phänomen in seiner auch hier nicht Eindimensionalität profilieren hilft. Bezüglich des oben vorgestellten Tagungsbands ist der Beitrag Stefanie RÜTHERS von Interesse, die bei ihrer Untersuchung des reichsstädtischen Kriegsunternehmertums in den süddeutschen Städtekriegen des ausgehenden 14. Jahrhunderts die Grenzen zwischen kommunalem und individuellem Gewinn erschließt. Der anregende Sammelband ist durch ein zuverlässiges Register erschließbar.

Christof Paulus